

HELMUT KNUFMANN

Das deutsche Übersetzungswesen des 18. Jahrhunderts
im Spiegel von Übersetzer- und Herausgebervorreden

HELMUT KNUFMANN

Das deutsche Übersetzungswesen des 18. Jahrhunderts im Spiegel von Übersetzer- und Herausgebervorreden

Inhalt

		2701
<p>Einleitung 2676</p> <p>I. Die Übersetzer im Übersetzungsbetrieb 2679</p> <p style="padding-left: 20px;">Zur Einführung eingehendere Betrachtung einer repräsentativen Übersetzungsausgabe auf Grund ihrer Vorreden: Popes Lockenraub, übersetzt von der Gottschedin. – Übersetzer-typen: Gelehrte Übersetzer. Sprachpädagogen. Übersetzer aus Liebhaberei. Bibliothekare. Professionelle Übersetzer. – Gemeinschaftsarbeit mehrerer Übersetzer. – Nicolais Übersetzertypologie. – Würdigung des Originalautors durch den Übersetzer. – Äußere Veranlassungen zur Entstehung oder Herausgabe einer Übersetzung. – Persönliche Antriebe zum Übersetzen. – Förderer und Berater der Übersetzer. – Erwünschte und unerwünschte Leser. – Übersetzer über die Arbeit ihrer Vorgänger und Kollegen. – Franzosen als Übersetzer. – Deutsche Übersetzungen im Urteil eines Ausländers. – Mangelndes Selbstbewußtsein der Deutschen. – Das Übersetzen verhilft der deutschen Literatur zur eigenen Originalität. – Das Ringen mit dem Original. – Übersetzerstolz. – Anerkennung von Übersetzerleistungen durch den Original-Autor.</p> <p>II. Übersetzung und Original 2690</p> <p style="padding-left: 20px;">Das Verhältnis zum Original scheidet die Geister. – Drei Typen von Übersetzungen nach Gellius. – Die Übersetzung als zweites Original. – Die Problematik solcher Übersetzungen. – Bekenntnisse von Übersetzern zur Originaltreue. – Stilüberbietung ist abzulehnen. – Aus Rücksicht auf den Leser die freie Übersetzung. – Übersetzungen sollen wie Nationalprodukte wirken. – Prosa-Übersetzungen von Vers-Originalen. – Originalgemäße Vers-Übersetzungen. – Vers-Übersetzungen von Prosa-Originalen. – Das Übersetzen nach Übersetzungen.</p> <p>III. Gepflogenheiten der Übersetzungspraxis 2695</p> <p style="padding-left: 20px;">Trotz grundsätzlicher Originaltreue vielfach Änderungen gegenüber dem Original. – Das Weglassen entbehrlicher, anstößiger oder unübersetzbarer Stellen. – Verbesserungen gegenüber dem Original. – Anmerkungen zu Übersetzungen. – Charakter und Herkunft solcher Anmerkungen. – Übersetzer, die sich über die Anmerkungsmanie ihrer Kollegen lustig machen. – Die als Parodie auf das deutsche Pedantentum aufgemachte Erstübersetzung von Voltaires <i>Candide</i>. – Die Mystifikationen des Übersetzers Johann Albrecht Philippi.</p>	<p>IV. Die Übersetzung als Erscheinung auf dem Buchmarkt</p> <p style="padding-left: 20px;">Das übersetzte Buch als Handelsobjekt. – Die Zeitnot der Übersetzer infolge der einzuhaltenden Messetermine. – Konkurrierende Übersetzungsunternehmen. – Erstausgaben von Übersetzungen vielfach unausgereift. – Verständnislosigkeit bei den Kunstrichtern gegenüber dem Dilemma der Übersetzer. – Übersetzen als Auftragsarbeit. – Das Verdienst der Übersetzer für die zeitgenössische Literatur. – Hauptorte des deutschen Übersetzungswesens. – Verleger-Vorreden. – Wohlfeile Sonderausgaben. – Werkteile in Einzelausgaben. – Die Gesellschaft der Herausgeber der ausländischen schönen Geister und ihr Verlagsprogramm. – Verbesserungen bei Neuauflagen. – Auseinandersetzung mit den Kritikern der ersten Auflage. – Verbessernde Nachdrucker. – Kein wirksamer Rechtsschutz gegen Nachdruck. – Kaiserliche und landesfürstliche Privilegien für Übersetzungsausgaben. – Das Verhalten der Verleger im Konkurrenzkampf. – Kritische Äußerungen Nicolais zur Übersetzungsmanufaktur. – Nicolais eigene Verlegerpraxis von Wieland scharf kritisiert. – <i>Practica est multiplex</i>.</p> <p>Schlußbetrachtung 2710</p> <p>Literaturverzeichnis 2711</p>	

Einleitung

Gegenstand der hier vorgelegten Arbeit ist, wie es im Titel heißt, das deutsche Übersetzungswesen im 18. Jahrhundert. *Übersetzungswesen* – was ist darunter zu verstehen? Wir meinen damit zugleich mehr und weniger als das bloße Tätigsein von Übersetzern. Weniger insofern, als wir es uns versagen, den damals tätigen Übersetzern bei ihrer Arbeit zuzuschauen und die Resultate ihres Wirkens, die fertigen Übersetzungen, einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Auf mehr zielt der Begriff aber deshalb, weil es uns vorzüglich darauf ankommt zu zeigen, in welchen Formen, unter was für Bedingungen, unter wessen Beteiligung und unter Anwendung welcher Mittel und Methoden deutsche Übersetzungen im 18. Jahrhundert überhaupt zuwege ge-

bracht und als Bücher herausgegeben werden. Kurzum, es geht im folgenden weniger um die Übersetzungen selbst als um das Drum und Dran der darauf ausgerichteten Bemühungen.

Der Zeitraum, den wir darauf bezüglich betrachten, ist das 18. Jahrhundert, und zwar nicht schlechthin chronometrisch als die Spanne von 1700 bis 1800 verstanden, sondern als die Epoche der europäischen Aufklärung. Wir werden also in der Regel nur solche Übersetzungen vornehmen, die entweder dem Charakter des jeweiligen Originals oder der geistigen Orientierung der Übersetzer nach im wesentlichen sich der aufklärerisch rationalistischen Ideenwelt einfügen. Prinzipiell – wiewohl eine ganz strenge Scheidung kaum durchführbar ist – bleiben mithin die noch von barockem Geist geprägten Arbeiten einerseits und andererseits die schon vom Sturm und Drang bewegten Übersetzungswerke unberücksichtigt. Ausgenommen bleiben ferner die im 18. Jahrhundert zwar stark vertretenen, für unseren Zusammenhang aber weniger relevanten Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen (Homer und Horaz!) sowie dann noch alle eigentliche Fachliteratur.

Wir beschränken uns somit auf die damals vor allem aktuelle schöne Literatur und die sogenannten Humaniora. Und hier wiederum haben wir es, hinsichtlich der Sprachen, aus denen übersetzt wird, fast ausschließlich mit *Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen* zu tun. Denn die übrigen europäischen Literaturen – zu nennen ist da eigentlich nur die italienische und die spanische – haben mit dem Ausklingen des Barockzeitalters auch aufgehört, eine übernationale Rolle zu spielen. Die aus diesen Sprachen vorliegenden Übersetzungen des 18. Jahrhunderts fallen, gemessen an denen aus dem Französischen und Englischen, ihrer Zahl nach so wenig ins Gewicht, daß sie als *quantité négligeable* gelten können. Erst die von Herder und den Brüdern Schlegel historistisch inspirierten Romantiker werden hier wieder mit beiden Händen zugreifen, um das deutsche Publikum mit ihren vielfach heute noch gültigen Übersetzerleistungen zu beschenken. –

Die Bedeutung der Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen dagegen steht außer Frage. Nach der Feststellung eines zeitgenössischen Engländers werden in Deutschland um das Jahr 1782 auf der Leipziger Ostermesse 5000–6000 Werke angeboten; der Anteil, den hierbei die Übersetzungen ausmachen, betrage »*beaucoup plus de la moitié*«, also, wenn die Schätzung stimmt, wenigstens 2500 bis 3000 Titel (Q 75, S. 24). Der Grund für eine derartige Überflutung des deutschen Büchermarktes durch Übersetzungsliteratur ist in einem kulturellen und zumal literarischen Nachholbedarf zu sehen. War doch, wie Werner Krauss in der Einleitung zu seiner Dokumentensammlung »Die französische Aufklärung im Spiegel der deutschen Literatur des 18. Jahr-

hunderts« (Berlin 1963) bemerkt, »die deutsche Aufklärung bei der Ausarbeitung ihres theoretischen Weltbildes durchaus auf das Vorbild der in England und vor allem in Frankreich geleisteten Gedankenarbeit angewiesen« (S. CXXX).

Es versteht sich von selbst, daß wir, auch indem wir uns im wesentlichen auf die Auswertung von Übersetzer- und Herausgebervorreden beschränken, nicht an eine auch nur annähernd vollständige Sichtung der erreichbaren französisch- und englisch-deutschen Übersetzungsliteratur denken können. Was wir hier, an aufbereitetem Material, zu bieten haben, beruht auf einer ganz zufälligen Zusammenstellung von Übersetzungen unterschiedlichster Qualität und Bedeutung, wie sie sich aus den zufällig vorhandenen Beständen der beiden beanspruchten Bibliotheken, der *Württembergischen Landesbibliothek* und der *Universitäts- und Stadtbibliothek Köln*, ergab. Zur Auffindung der für uns in Frage kommenden Bücher, d. h. der mit Vorreden versehenen Übersetzungen, mußte, da die Katalogaufnahmen sowohl in Köln als in Stuttgart wie im übrigen die Titelangaben der einschlägigen Bibliographien die hier wünschbare Information vermissen lassen, ein einigermaßen unkonventioneller Weg eingeschlagen werden. Daß auch dieser Weg zum Ziel führte, ist nur der Tatsache zu verdanken, daß sich in den Magazinen der erwähnten Bibliotheken noch ältere Bestände in gesonderter Gruppenaufstellung vorfinden: in Köln die in alte Systemgruppen gegliederte Sammlung Wallraf und in Stuttgart die ebenfalls abgeschlossene Gruppe der nach Nationalitäten abgeteilten und nach dem Alphabet der Verfasser aufgestellten »fremdsprachigen Dichter« (fr. D.), unter denen gerade die Autoren des 18. Jahrhunderts, und zwar nicht nur originalsprachig, sondern auch übersetzt, verhältnismäßig zahlreich in zeitgenössischen Ausgaben vertreten sind.

Unsere Suche nach den benötigten Quellen fand so, da kein Katalog wirklich helfen konnte, hauptsächlich im Magazin statt. Hunderte von Büchern, die äußerlich als Übersetzungen des 18. Jahrhunderts zu erkennen waren, wurden in ihren staubigen Regalverstecken aufgestöbert und nach Vorreden befragt. Die meisten hatten denn auch aufzuweisen, was wir suchten. Doch nur ein Teil wiederum der so ermittelten Vorreden erwies sich als für unsere spezielle Fragestellung ergiebig. – Was auf diese Weise an Material zusammengekommen ist, stellt, wie gesagt, eine rein zufällige Auswahl dar. Aber tut dies dem Sinn unserer Untersuchung Abtrag? Wir glauben, das Gegenteil ist der Fall: gerade die Darstellung eines weitgehend wahllos aufgegriffenen Materials dürfte besonders geeignet sein, ein für den repräsentativen Querschnitt des damaligen Übersetzungsbetriebs charakteristisches Bild zu vermitteln.

Soll der deutsche Übersetzungsbetrieb des 18. Jahrhunderts gemäß unserer Themenstellung auch grundsätzlich

nur soweit betrachtet werden, als er sich in den Vorreden zu Übersetzungsausgaben spiegelt, so gilt die Regel doch nicht absolut ohne Ausnahme. Diese Ausnahme nun besteht, abgesehen von ganz vereinzelt und im Grunde nicht nennenswerten Zitierungen, in zwei weiteren Quellen. Einmal handelt es sich um die 1762 anonym erschienenen »Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter« (Q 73) des Übersetzers Johann Gottfried Gellius, einer kleinen, für unser Sujet aber unvergleichlich aufschlußreichen Schrift, deren Kenntnis wir einer zufälligen Entdeckung im Magazin verdanken und die, soweit wir sehen, bisher noch von keinem Literaturhistoriker ausgewertet wurde. Die zweite zusätzliche Quelle, der wir interessante Bemerkungen zur zeitgenössischen Verlegerpraxis verdanken, ist Wielands bitterböse Rezension der durch Friedrich Nicolai heraus- und an den Mann gebrachten Übersetzung von Amorys »John Buncl« (Q 76).

Die im übrigen geltende Beschränkung auf Vorreden von Übersetzern, Herausgebern oder Verlegern hat, wie dies indirekt schon in der obigen Beschreibung unseres Vorgehens bei der Stoffermittlung zum Ausdruck kam, ihren Grund in einem bibliothekarischen Anliegen. Was wir im Sinn haben, ist eben nicht eine philologisch oder literaturwissenschaftlich ambitionierte Betrachtung der deutschen Übersetzerleistungen der Aufklärungsepoche. (Ein solches Unternehmen dürfte denn auch niemals, wie wir es machen, die bereits vorliegenden Untersuchungen und Darstellungen zur Übersetzungsgeschichte völlig außer acht lassen.) Ziel und Absicht dieser Arbeit ist vielmehr: neues, bisher fast gänzlich unberücksichtigtes Material zur Erforschung des damaligen Übersetzungswesens zutage zu fördern. Und indem wir durchaus davon absehen, die Texte selbst, die Übersetzungen, auszuwerten, und uns lediglich mit ihrem Drum und Dran, d. h. mit dem nicht-immanenten Teil der übersetzten Werke abgeben, erstreckt sich die von uns unternommene Arbeit über das den Literaturhistoriker interessierende Gebiet hinaus in das der Geschichte des Buchhandels und der Verlegerpraxis.

Wenn wir uns speziell der *Übersetzungsvorreden* angenommen haben, so jedenfalls deshalb, weil wir überzeugt sind, daß auch sie einen erheblichen Quellenwert besitzen. Kommen in ihnen – und darin liegt ihr buchgeschichtliches Interesse – doch mehrfach Dinge zur Sprache, die mit dem Inhalt und der Besonderheit des übersetzten Werkes kaum etwas zu tun haben: vielerlei Umstände und Eigentümlichkeiten der Übersetzer- und Herausgeberpraxis. Daß wir hier den Übersetzer in eigener Sache vernehmen, scheint uns besonders wichtig. Denn wie anders sich die Probleme des Übersetzens in der Perspektive des Praktikers darstellen als in der

des kritisierenden und postulierenden Theoretikers – das ist ein Punkt, den die Literaturhistoriker, die, auf Wertung bedacht, es im allgemeinen mit den letzteren halten, durchweg zu übersehen pflegen.

Was schließlich die Anordnung des von uns aufgetischten Materials anlangt, so ist sie bestimmt durch die Tatsache, daß wir die ausgewählten Vorreden hier nicht um ihrer selbst willen, als literarische Form, betrachten, sondern als Informationsquelle. Wie der Titel dieser Arbeit andeutet, beschäftigen sie uns insofern, als sie Gegebenheiten, Fakten und Vorgänge des deutschen Übersetzungswesens im 18. Jahrhundert spiegeln. Zweckmäßiger als eine gesonderte Betrachtung jeder einzelnen Vorrede erscheint uns daher die Behandlung des gesammelten Materials nach Gesichtspunkten sachlicher Zusammengehörigkeit. Für unsere Darstellung bedeutet dies, daß die Auslassungen eines Vorredners gleichsam in schlagwort-thematische Einheiten zerlegt und diese dann jeweils im Zusammenhang mit sachverwandten Äußerungen anderer Vorredner gruppenweise bearbeitet werden, ohne daß die Chronologie dabei eine Rolle spielte.

In der Natur einer solchen Arbeit, die ja nicht literaturwissenschaftlichen, sondern bibliothekarischen Ambitionen entspringt, liegt es begründet, daß wir verhältnismäßig viel zitieren. Dazu bleibt zu bemerken, daß wir Orthographie und Interpunktion der zitierten Textstellen grundsätzlich unangetastet lassen. Da wir uns die zeitraubenden Formalitäten, die ein zünftiger Fußnotenapparat verlangt, ersparen möchten, erfolgen die Angaben über die Herkunft der Zitate in Klammern unmittelbar im Anschluß an den zitierten Text. Dabei handelt es sich in der Regel lediglich um eine Ziffer, der ein Q vorangestellt ist: sie verweist auf die betreffende Titel-Nummer unseres Quellenverzeichnisses. Hat eine Übersetzungsausgabe mehrere Vorreden, so wird die jeweils betreffende, soweit sie nicht aus dem Kontext hervorgeht, in Verbindung mit der Q-Nummer angegeben. In gleicher Weise halten wir es, bei mehrbändigen Werken, mit der Bandangabe, wenn nicht der erste, sondern ein anderer Band die betreffende Vorrede enthält. Für die Seitenangabe gilt Entsprechendes, sofern, was nur in Ausnahmefällen vorkommt, die Vorreden überhaupt paginiert sind. Eine fingierte Blattzählung halten wir nicht für erforderlich, da, bei dem im allgemeinen geringen Umfang der Vorreden, eine zitierte Stelle auch so unschwer aufgefunden werden kann.

Anzumerken wäre schließlich, daß unsere Darstellung, entstanden als Prüfungsarbeit im Bibliothekar-Lehrinstitut des Landes Nordrhein-Westfalen (Köln), im Herbst 1966 vom Staatlichen Prüfungsausschuß für den höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken angenommen wurde.

I. Die Übersetzer im Übersetzungsbetrieb

Die Buchausgabe einer Übersetzung hat unter Umständen mannigfache Aspekte. Um dies zu zeigen, beginnen wir mit der eingehenderen Vorstellung eines besonders aufschlußreichen Beispiels.

Von Johann Christoph Gottscheds, des damals berühmten Leipziger Literaturpapstes, Gattin, der gelehrten Gottschedin, stammt eine Versübertragung von Alexander Popes »Rape of the lock«, die erstmals 1744 erschien. Bei dem Buch, das wir betrachten wollen, handelt es sich um eine Neuauflage. Sein Titelblatt lautet, wörtlich zitiert, folgendermaßen: »Herrn Alexander Popens Lockenraub, ein scherzhaftes Heldengedicht. Aus dem Englischen in deutsche Verse übersetzt, von Luise Adelgunde Victorie Gottschedin. In dieser zweyten Auflage durchaus verbessert, und beynahe ganz umgearbeitet. Mit Kupfern. Leipzig, 1772, bey Bernhard Christoph Breitkopfen und Sohne.« (Q 49.)

»Auf das Titelblatt folgt als erstes ein Widmungsschreiben »An die Herzoginn von Sachsen-Gotha, Luise Dorothea, geborene Prinzessin von Sachsen-Meinungen«, in dem die Gottschedin, nach der Gepflogenheit ihrer Zeit, einer Gönnerin hohen Standes huldigt. Die Widmung stammt, wie zu lesen ist, aus dem Jahre 1744, wird also schon in der ersten Auflage abgedruckt gewesen sein. Mit der Angabe desselben Jahres 1744 folgt denn auch die »Vorrede der Übersetzerinn«.

Hier gibt Frau Gottsched dem Leser Auskunft über die Entstehung ihrer Übersetzung – und was sie da an Umständen und Problemen ihres Übersetzens anführt, entspricht, wie wir bei der Untersuchung von Vorreden anderer noch sehen werden, in mehreren Punkten den Mitteilungen ihrer zeitgenössischen Übersetzer-Kollegen. Freilich gehört die Gottschedin zu den Übersetzern, die ihre Sache besonders ernst nehmen. »Es sind bereits sechs bis sieben Jahre verflossen, daß ich, theils aus eigener Bewegniß, theils auf Anrathen guter Freunde (die Übersetzung des Rape of the lock) angefangen.« Sie zählt also zu den Glücklichen, die nicht, wie andere Übersetzer, von denen wir noch hören werden, unter Zeit-, d. h. unter dem Druck ihrer Verleger und des heranrückenden Messetermins arbeiten müssen. Dennoch, fährt sie fort, »dennoch arbeitete ich nur furchtsam daran, indem ich kein ander Original hatte, als die französische ungebundene (d. h. Prosa-)Übersetzung, welche zu Paris 1728 in 12, von einem ungenannten herausgegeben worden« (S. VII).

Immerhin, Frau Gottsched übersetzte ein im Original englisches Werk (das 1712–1714 entstanden war) nicht deshalb aus dem Französischen, weil sie es sich hätte leicht machen

wollen – oder weil ihr, was bei zeitgenössischen Übersetzern gelegentlich auch begegnet, eine vorliegende französische Übertragung besser gefallen hätte als deren englische Vorlage. Stand doch zu ihrer Zeit in Deutschland die Kenntnis und Wertschätzung der englischen Sprache noch um einiges hinter der der französischen zurück. – Hier also fehlte, wenn wir der Gottschedin glauben wollen, einmal bloß der Originaltext – aber merkwürdig bleibt es doch, daß der Versuch gemacht wurde, eine Versübertragung nach der Prosaübersetzung eines ungesehenen Originals herzustellen.

Die im folgenden geäußerten Skrupel und Vorwürfe der Gottschedin spiegeln nicht nur ein Stück deutscher Übersetzungs-, sondern deutscher Kulturgeschichte überhaupt: »Ich wußte nämlich schon damals, was mich nach diesem eine beständige Erfahrung täglich mehr gelehret hat, daß nichts ungetreueres und abweichenders zu finden sey, als die Übersetzungen der Franzosen. Es sey nun, daß eine gewisse natürliche Leichtsinigkeit dieses Volkes, oder ein inneres hochmüthiges Vorurtheil, nach welchem es denket, ein Schriftsteller müsse sich nothwendig unter seinen Händen verschönern, es möge auch mit ihm machen, was es wolle, hieran Schuld sey: so ist es doch gewiß, daß ein jeder, der nur eine französische Übersetzung auf die Probe stellen will, dieses erfahren wird. Ich bemühet mich also, den Grundtext aus England zu bekommen; aber einige Jahre vergebens.« (S. VII.)

Was hier zur Sprache kommt, das Bemühen um den Grundtext, die Hinwendung zum Originalen überhaupt und, damit einhergehend, die Kritik an der allzu selbstbewußten Gleichgültigkeit der Franzosen nichtfranzösischer Eigenart gegenüber, ist in dieser Form ein charakteristischer Zug der um geistige Emanzipation bestrebt deutschen Aufklärung. Gleichwohl braucht es noch eine gute Weile bis zum Aufbruch der Sturm-und-Drang-Bewegung.

Wie weit wir hiervon doch noch entfernt sind, zeigt die durchschnittliche Übersetzungspraxis jener Tage. Und auch Frau Gottsched fährt, von Freunden immer wieder ermuntert, zunächst noch fort, den Engländer nach der französischen Übertragung zu verdeutschen, ungeachtet der Tatsache, »daß jemand in Dresden mit einer prosaischen Übersetzung dieses Gedichts ans Licht trat, die er, wie er auf dem Titel angab, aus dem Englischen gemacht haben wollte; die aber in der That von Wort zu Worte meine französische Übersetzung mit allen ihren Fehlern war.« Ihr, der Gottschedin, war es schließlich darum zu tun, Popes Lockenraub in deutschen Versen zu haben (S. VIII).

Das also kommt vor: zwei Übersetzer ein und desselben Werkes, die beide nicht nach dem Grundtext, sondern nach

einer bereits in einer dritten Sprache vorliegenden fehlerhaften Übersetzung arbeiten. Einer verheimlicht den bequemeren Umweg über die dritte, wahrscheinlich geläufigere Sprache und erweckt bewußt den falschen Eindruck, originalgetreu übersetzt zu haben. Die andere gibt zu, was der Konkurrent verschweigt, behauptet aber, nur mangels einer originalsprachigen Vorlage indirekt übersetzt zu haben, und steht im übrigen nicht an, wie es scheint, sich auf die Verse, die hier prosaischen Ursprungs sind, etwas zugute zu halten.

Die Fragwürdigkeit eines solchen Vorgehens aber wird der Gottschedin vollends aufgehen. Endlich, als sie bereits mit den ersten vier Büchern des Lockenraubs fertig war, bekam sie das englische Original in die Hände: »Ich setzte mich begierig nieder, um sowohl mich, als meinen gallischen Dolmetscher, mit Popen zu vergleichen. Aber wie erstaunete ich nicht! und wie sehr reuten mich meine Zeit und Mühe, als ich sah, wie weit wir von dieses großen Dichters Feuer, Scharfsinnigkeit, kurzen nachdrücklichen Satiren, und edlen poetischen Beschreibungen, entfernt waren! Das war nichts minder als Popens Lockenraub! und man muß ein Franzose seyn, das heißt, den Schutz aller Vorurtheile der Deutschen, von der Vortrefflichkeit dieses Volkes, genießen, wenn man mit einer solchen Arbeit nicht ausgezisset werden soll. Und gleichwohl hat er das Herz gehabt, in der Vorrede zu sagen: seine Übersetzung folge genau dem Buchstaben; er habe nichts abgekürzt noch hinzugesetzt, und wenn er ja abweiche, so geschähe es nur in Kleinigkeiten.« Wollte sie in ihrer Arbeit alle Fehler des französischen Übersetzers anmerken, wie dieser es verdient hätte – sie würde mehr Noten als Text aufweisen. »Ich war also über meine verlorne Zeit, und über eine Arbeit, die mir doch bereits viele Mühe gemacht hatte, ja über meinen französischen Verführer, so verdrießlich; daß ich alles voller Unmuth hinwarf, mit dem Vorsatze, allen Übersetzungen, nach französischen Dolmetschern, gänzlich zu entsagen, diesen Rath will ich auch allen denen geben, die ihre Zeit und Mühe nicht verlieren wollen.« (S. VIII f.)

Wir würden die Gottschedin hier nicht so ausführlich zitiert haben, wenn sie mit ihren schlechten Erfahrungen hinsichtlich französischer Übersetzungen und des Übersetzens à la française, d. h. eines allzu sorglosen Umspringens mit der Original-Vorlage, allein dastände. Es ist merkwürdig oft die Rede davon auch in Vorworten anderer Übersetzer, auf die wir bei Gelegenheit eingehen werden.

Zurück aber zur Entstehung des Pope-Gottschedischen Lockenraubs. Denn beim zornigen Hinwerfen der bis auf das fünfte Buch fertiggestellten Arbeit ist es nicht geblieben. – Wir erfahren, daß auf Veranlassung »einer gewissen jungen Gräfin«, die das komische Epos kennenzulernen wünschte, auch die Übersetzung des letzten Buches zustande kam – dieses Mal freilich nach dem englischen Original. »Diese

Arbeit«, berichtet Frau Gottsched, »gieng mir leichter und glücklicher von statten, als ich anfangs geglaubt hatte. Das nach dem Grundtexte übersetzte (5.) Buch klang auch viel edler und körnichter, als meine vorige Übersetzung, und . . . so entschloß ich mich doch, mit der Zeit auch die vier ersten Bücher nach dem Grundtexte zu arbeiten. Diese Umarbeitung aber mußte eine ganz neue Übersetzung werden, indem ich von aller meiner ersten Arbeit nur fünf Zeilen habe brauchen können; so genau ich auch bei meinem französischen Texte geblieben.« (S. XIII.)

In dieser Fassung endlich, als wirkliche Original-Übersetzung, kommt »Popens Lockenraub« 1744 in erster Auflage auf den Buchmarkt, – und damit nicht nur in die Hände eines dankbaren, der Original-Sprache nicht mächtigen Leserpublikums, sondern auch jener Personen, »die von einem innerlichen Berufe zum Kunstrichteramt genaget werden« und die Arbeit mit dem englischen Original vergleichen könnten, einzig um Übersetzungsfehler aufzuspüren. Diese bittet Frau Gottsched, »die harten Gesetze eines deutschen Dichters, wenn er übersetzt, zu bedenken«. – Es folgt der Dank an »unsere geschickteste deutsche Künstlerin«, die Wernerin, für die von ihr beigezeichneten Kupfer. Und zum Schluß ein Hinweis auf die zwei Gedicht-Übersetzungen, die »gleichsam aus Rache gegen meinen französischen Übersetzer, der mir so viel vergebliche Mühe gemacht hat«, im Anhang stehen mit der folgenden hübsch gepfefferten Bemerkung: »Man muß doch den Herren Franzosen einmal zeigen, wie es einem Schriftsteller gefällt, wenn man nach eigener Willkühr mit ihm umgeht. Denn ich gestehe gar gern, daß meine Verse, als eine Übersetzung, vom Grundtexte gar zu sehr abweichen. . . Indessen habe ich meine Arbeit, wegen dieser mir bewußten Abweichung, eine *freye Übersetzung* genennet: es ist mir aber leid, daß ich sie nicht eine *französische* genennet habe.« (S. XIV.)

Soweit die Gottschedin. Aber wir haben ja die zweite Auflage von »Popens Lockenraub« vor uns. Diese erschien 28 Jahre später, 1772, als die energische Dame bereits seit 10 Jahren nicht mehr unter den Lebenden weilte. Der »Vorbericht zu dieser neuen Ausgabe«, dessen Verfasser ungenannt bleibt, handelt zunächst von etwas, davon in so vielen Vorreden zu Neuauflagen die Rede ist: von der bösen ungerechtfertigten Kritik – die in diesem Fall, wie zu erwarten, aus dem Schweizer Kreis um Johann Jakob Bodmer gekommen war. Bei der erbitterten Feindschaft, die, dichtungstheoretischer Meinungsverschiedenheiten wegen, zwischen den Züricher und Leipziger Literaten bestand, konnte es, dem Vorredner zufolge, »gar nicht fehlen, daß der deutsche Lockenraub eine scharfe Musterung ausstehen mußte, da er aus der Feder einer Person geflossen, welche mit dem sel. Hrn. Prof. Gottsched in der genauesten Verbindung lebete. Man war nicht damit zufrieden, daß man nur diejenigen

Stellen auszeichnete, wo die menschliche Unvollkommenheit die sel. Fr. Übersetzerin hatte straucheln lassen; sondern nutzte auch diejenigen spöttisch auf, wo des noch jungen Popens schalkhafter Witz ein wenig leichtfertig gewesen war. Sein loser Muthwillen sagete hin und wieder kleine Zweydeutigkeiten, worüber zwar ein sitzames Frauenzimmer eben nicht erröthen würde, welche aber die Übersetzerin entweder übergangen, oder nur allgemein ausgedrückt hatte.« (S. XVf.)

Also doch – sogar bei der seligen Gottschedin ein ungenaues, zumindest geschmäcklerisches Übersetzen! – Es ist rührend, wie ihr treuer Herausgeber sie in Schutz nimmt: »Sie mochte diese feinen Anspielungen gar wohl verstanden haben, wenn sie es gleich nicht für gut befunden, dieselben eben so wieder im Deutschen zu geben. Es kann seyn, daß solches aus einer übertriebenen Schamhaftigkeit geschehen war. Hätte man die aber einer jungen Frau nicht zu Gute halten, und die daher etwan entstandenen Fehler liebeich übersehen sollen? Doch nein! Wie hätte man alsdann so spotten können, daß man die Lacher auf seine Seite bekommen hätte?« (S. XVI.)

Tatsache ist, daß die Züricher, im Gegensatz zu den vernünftigen Gottschedianern, es damals schon (1744) mehr mit der Natur als mit dem »Geschmack« hielten. Darin waren sie ihren Antipoden in der literaturgeschichtlichen Entwicklung um einiges voraus. Gleichwohl mag auch der Vorberichterstatter recht haben, wenn er sich über die ungehemmte Spottlust der Kunstrichter beschwert. An nichts nämlich fand die damalige Kritik ein dankbareres Objekt als an den mehr oder weniger verunglückten Übersetzungen. Das wiederum hatte zur Folge, daß die angegriffenen Übersetzer sich zur Wehr setzten und – wenn sie klug waren, sich korrigierten.

So auch Frau Gottsched noch vor ihrem Ableben: »Sie erkannte, daß an ihrer Arbeit noch verschiedenes zu verbessern, und sie nicht immer genügsam auf ihrer Hut gewesen wäre. Es fielen ihr noch andere Flecken in die Augen, als diejenigen, welche man getadelt hatte. Sie nahm sich also vor, dieselben sorgfältig ab zu wischen, so viel es sich thun ließe; und ließ Gedicht dem Sinne seines Verfassers gemäß zu machen, damit Pope auch im Deutschen, wenn es angieng, noch immer Pope bliebe. Freylich waren die langen trochäischen Verse nicht seine Art. Allein, die mußten nun schon bleiben, wofern man nicht eine ganz neue Übersetzung machen wollte; und dazu hatte man keine Lust mehr. Die alte wurde demnach bedachtsam durchgesehen, aber darinnen auch so viel geändert, daß man sie beynahe für eine ganz neue ausgeben könnte.« (S. XVII.)

Ob Pope, nach der bürgerlich-braven und zudem trochäischen Behandlung durch Luise Adelgunde Gottsched nun wirklich noch immer Pope geblieben ist, darüber wollen

wir, die wir uns das Buchwesen auf dem Gebiete der literarischen Übersetzung und nicht die Literaturgeschichte der deutschen Aufklärung zu untersuchen vorgenommen haben, nicht entscheiden. Festzustehen scheint jedoch eines: daß Frau Gottsched sich durchaus kritisch und subjektiv gewissenhaft um das englische Original bemüht hat.

Wenn wir hier nun von der einführenden isolierten Betrachtung einer einzelnen Übersetzungsausgabe dazu übergehen, die damals wirkenden Übersetzer nach Typen zu unterscheiden, so dürfen wir unsere Lockenraub-Verdeutschlerin ohne weiteres dem Typus des *gelehrten Übersetzers* zuweisen.

Wir beschränken uns auf ganz wenige Beispiele. Als gelehrter Übersetzer ist jedoch unbedingt zu nennen Johann Arnold Ebert, der vor allem wegen seiner Übersetzung von Edward Youngs »Night Thoughts« großes Ansehen genoß. Er war, wie sein Übersetzer-Kollege Johann Joachim Eschenburg, Professor am Collegium Carolinum zu Braunschweig und übersetzte nicht nur aus dem Englischen, sondern auch aus dem Französischen und Griechischen. Als einer der damals besten Kenner der englischen Sprache fungierte er in Übersetzungsfragen als Berater von Johann Joachim Christoph Bode und des genannten Shakespeare-Verdeutschers Eschenburg. Beide sprechen ihm in Vorreden ihren Dank aus (vgl. Q 60, S. XXI und Q 55, Vorbericht zur 1. Aufl.). Eschenburg erwähnt sogar, daß er jedes Stück, bevor er es zum Druck gegeben, noch einmal wörtlich mit Ebert durchgegangen habe.

Freilich gibt es unter den Übersetzern des 18. Jahrhunderts auch viele Verfasser eigener Dichtwerke – wie es originäre Dichter gibt, die sich mit Übersetzungen abgegeben haben: Brockes, Johann Elias Schlegel, Lessing und Wieland beispielsweise. Gleichwohl scheint es kaum angebracht, hier einen Typus des Dichter-Übersetzers herauszustellen. Denn abgesehen von Ausnahmen (wie etwa Wielands lateinisch-deutscher Übersetzerleistung, die aber, wie überhaupt die Übersetzungen aus den klassischen Sprachen, hier ausgeklammert bleibt), war das Interesse an den übersetzten Texten, dem Charakter der europäischen Aufklärungsliteratur entsprechend, im allgemeinen noch weit weniger ästhetisch-dichterisch als inhaltlich, formpädagogisch oder bildungspolitisch bestimmt. Ein sprachliches Kunstwerk in seiner national und historisch bedingten Eigenart als Kunstwerk ins Deutsche zu übertragen, wurde zum Anliegen eigentlich erst für die Romantiker. Zunächst aber ging es vordringlich noch darum, Sprachunterschiede zu überbrücken, ausländisches Wissen und Können zu erschließen – und daraus zu lernen.

Und hier begegnet uns ein weiterer Übersetzer-Typus: der *Sprachpädagoge*. Als Beispiele wären da zu nennen die verschiedenen mehrsprachigen Ausgaben auserlesener Fa-

beln, die Johann Ulrich Krauß in Augsburg mit den hübschen Illustrationen seiner Frau »der Sprach-liebenden und Kunst-geneigten Jugend zu nützlicher Ergötzlichkeit« herausgebracht hat (Q 15 und Q 16) und deren einer Übersetzer der Augsburger »Sprach-Meister« Balthasar Nickisch ist. Ausdrücklich sprachpädagogisch orientiert ist sodann die deutsche Télémaque-Übersetzung von Johann Michael Metz (Q 19), auf deren Titelblatt zu lesen steht: »Aus dem Französischen übersetzt und denen Teutschen zu Lieb also eingerichtet, daß sie ohne Mühe das Teutsche wieder zurück ins Französische setzen und diese Sprach aus dem Grund erlernen können.« Schließlich Weigels zweisprachige Ausgabe der Gedichte Lytteltons mit dem Titelvermerk: »Englisch und deutsch zum Behufe derjenigen, die das Englische mit Geschmack studieren wollen.« (Q 36.)

Bildungsbeflissene *Amateure* und *Sonntagsübersetzer* stellen den nächsten Typus. So dachte der Urheber einer deutschen Sophonisbe nach Nathaniel Lee ursprünglich nur daran, sich die Zeit zu vertreiben, als er die Übersetzung in Angriff nahm; und erst das Lob von Freunden, denen er seine Arbeit vorzeigte, bestimmte ihn zur Veröffentlichung (Q 34). Ähnlich verhält es sich mit einem ungenannten jungen Schweizer, dessen Übersetzung einer französischen Aphorismensammlung (Q 42) Wieland herausgab: auch er »hatte sie mehr aus enthusiastischer Liebe für das Werk und seinen Verfasser, und zur Übung seines eigenen Geistes an einer Arbeit, die nicht ohne Schwierigkeiten war, als in Rücksicht auf das Publikum unternommen« (Vorrede von Wieland, S. XXI). Ebenso sind, wie uns der Verleger versichert, der Madame Riccoboni »Lettres de Milady Catesby« (Q 53) von einem ungenannten Kommerzienrat Fischer »blos aus Liebe zu den schönen Wissenschaften, und zum eigenen Vergnügen in das Teutsche übersetzt worden«. Schließlich noch ein Kuriosum besonderer Art: der Übersetzer von Swifts »Directions to Servants« (Q 62) war, wenn uns in seinem amüsanten Vorbericht nicht ein Bär aufgebunden werden soll, selbst ein ehemaliger Bedienter. Seine Übersetzung, so hören wir, sei das Abschiedsgeschenk für seine ehemaligen Berufsgenossen, indem er selbst im Begriff stehe, ein »artiges Kammermädchen« zu heiraten und Gastwirt zu werden.

Soviel über die Übersetzer aus Liebhaberei. – Aber Liebhaber und – damals wenigstens – Gelehrte dazu sind auch die *Bibliothekare*. Von Caspar Gottschling, einem Neustadt-Brandenburgischen Rector und Bibliothecarius, stammt der »Entdeckte Selbst-Betrug« nach Graciáns »Criticón« (Q 29), das er mittels einer französischen Fassung verdeutscht hat. Georg Wolfgang Panzer, der Verfasser der »Annales Typographici«, erbaute das deutsche Leserpublikum mit der »Kunst der Geduldt« (Q 2), einem anonymen Traktat aus dem Englischen. Eine damals außerordentlich bewunderte

Übersetzerleistung hatte endlich Michael Denis aufzuweisen, der als bedeutender Bibliograph bekannt ist und nicht nur der Wiener Hofbibliothek, sondern auch, als deren »Oberbarde«, der österreichischen Dichterschule vorstand. Sein deutscher Ossian, den er in mehreren Ausgaben herausbrachte (Q 37 und 38), ist unter den vielen Ossian-Übersetzungen der Zeit bis heute die berühmteste geblieben.

Wir beschließen unsere Typologie mit denjenigen Übersetzern, die als Beauftragte ihrer Verleger fraglos den zahlenmäßig erheblichsten Anteil am damaligen Übersetzungsbetrieb hatten: den Allerweltsliteraten oder *Professionellen*. Stellvertretend für die Übersetzer dieses Typs sei hier Wilhelm Christhelf Sigmund Mylius genannt, seines Zeichens Kandidat der Rechte. Das Verzeichnis der von ihm aus dem Französischen übersetzten Werke in Hambergers und Meusels »Gelehrtem Teutschland« umfaßt bereits 1783, als Mylius noch keine 30 Jahre alt war, ein gutes Dutzend Titel, darunter Molière, Le Sage, Fontenelle, Rétif de la Bretonne und Friedrich der Große. Mylius (nicht zu verwechseln mit Lessings Vetter Christlob Mylius, der sich ebenfalls als Übersetzer betätigte) war zweifellos ein beachtlicher Könnler. Neben seinesgleichen gab es freilich auch die hoffnungslosen Stümper, wie sie in Meusels posthum herausgegebenen »Historischen und litterarischen Unterhaltungen« (Coburg 1818) lächerlich gemacht werden. Unter der Überschrift »Drey Übersetzer von Profession« wird dort beispielsweise ein gewisser Königslöv folgendermaßen geschildert: Er »trat in die Fußtapfen seines Vaters und wurde Sprachmeister in Leipzig, versäumte aber nicht, seinen Freyherrnstand auszukramen, und trug alle Tage Stiefel und Sporn, ohne jemahls ein Pferd bestiegen zu haben. Er war richtig Abends bey dem Weinschenken Wapler zu finden. Dieser ausserdem ganz gute Mensch, hatte sich ein Weib genommen, welches auch im Französischen Unterricht gab, auch nicht viel Verstand besaß, und als Witwe in Gera lebte und starb ... Damahls in den Jahren 40 und 50 des vorigen (18.) Seculums, waren die Französischen Übersetzer in Sachsen etwas rar, und Se. Magnificenz, der grosse Gottsched, hatte keine grosse Wahl. Er bediente sich des Königslöv und verfuhr hart mit ihm, ohne zu überlegen, daß er selbst den Übersetzungen, die er solchen armseligen Schächern, wie Königslöv anvertraute, nicht gewachsen war. Dieser war denn auch einer von den Übersetzern des Bayle, die am meisten geliefert haben und an dem auch der Hr. Prof. Gottsched am meisten zu korrigiren hatte. Er soll einmahl Juste Lipse der »Gerechte Leipziger« übersetzt haben.« (S. 215f.)

Wie wir dem vorausgehenden Zitat entnehmen, ist die Übersetzung von Bayles »Dictionnaire historique et critique« unter Gottscheds Redaktion als *Gemeinschaftsarbeit* zustande gekommen. Bei einem umfänglichen Werk dieser Art, das sich aus vielen selbständigen Artikeln zusammen-

setzt, liegt es freilich besonders nahe, die Arbeit aufzuteilen. Ebenso verhält es sich mit Steeles und Addisons »Spectator«, dessen täglich erscheinende Nummern in Deutschland gesammelt unter dem Titel »Der Zuschauer« (Q 58) herauskamen. In seiner Vorrede bemerkt dazu der Herausgeber, »daß, wie die Verfertigung des Zuschauers ein gemeinschaftliches Werk gewesen, also auch diese Übersetzung eines ist. Es haben«, fährt er fort, »drey Personen Theil an derselben und kommen diejenigen Stücke, welche das Zeichen † haben, der einen, welche ein * haben, der andern, und welche nur den bloßen Buchstaben führen oder gar nicht bezeichnet sind, der dritten davon zu. Alle drey aber haben hier nicht die erste Probe in Übersetzen abgelegt.« Um wen es sich bei den ungenannten Übersetzern handelt – dies zu erraten sei den Lesern unbenommen. »Wir sind zufrieden, daß wir mit gemeinschaftlicher Hand den Deutschen eine Schrift in ihrer völligen Gestalt geliefert.« Nun, uns ist immerhin einer der drei Spectator-Übersetzer bekannt: die Gottschedin; sie auch dürfte es gewesen sein, die in der Vorrede das diskrete Versteckspiel veranstaltet hat. Schließlich ist der Zuschauer im Haus-Verlag der Gottscheds, bei Breitkopf in Leipzig, erschienen. – Doch nicht nur Übersetzungen wie Lexika und Zeitschriften werden im Team-work hergestellt. Auch etwa die erste Verdeutschung von Rousseaus »Nouvelle Héloïse« ist, unter dem Zeitdruck der in acht Wochen bevorstehenden Ostermesse, von zwei Personen unter Mitwirkung von Johann Gottfried Gellius angefertigt worden (vgl. Q 73, S. 138).

Unsere Übersetzer-Charakteristik wäre noch, vor allem hinsichtlich der Sprachen, aus denen übersetzt wird, abzurunden durch die Äußerung eines Mannes, der als Schriftsteller, Verleger und Buchhändler sich im Übersetzungsbetrieb der Zeit besonders gut auskennen haben muß. Wir meinen Friedrich Nicolai, und die betreffende Stelle findet sich in seinem »Sebaldu Nothanker« (Q 74). Obwohl schon Walter Fränzel in seiner »Geschichte des Übersetzens im 18. Jahrhundert« (Leipzig 1914) darauf eingegangen ist, sei sie hier, ihres repräsentativen Aussagegehalts wegen, noch einmal wiedergegeben: »Ein Übersetzer aus dem Engländischen ist vornehmer, als ein Übersetzer aus dem Französischen, weil er seltener ist. Ein Übersetzer aus dem Italiänischen läßt sich schon bitten, ehe er zu arbeiten anfängt, und läßt sich nicht allemal den Tag vorschreiben, an dem er abliefern soll. Einen Übersetzer aus dem Spanischen aber findet man fast gar nicht. Daher kömmt es auch, daß zuweilen Leute aus dieser Sprache übersetzen, wenn sie sie gleich nicht verstehen. Übersetzer aus dem Lateinischen und Griechischen sind häufig, werden aber gar nicht gesucht: daher bieten sie sich mehrentheils selbst an. Außerdem giebt es auch Übersetzer, die zeitlebens gar nichts anders thun, als übersetzen; Übersetzer, die ihre Übersetzungen in Neben-

stunden zur Erholung machen, wie die Frauenzimmer die Knötchenarbeit, Marly und Filet; vornehme Übersetzer: diese begleiten ihre Übersetzungen mit einer Vorrede, und versichern die Welt, daß das Original sehr gut sey; gelehrte Übersetzer: diese verbessern ihre Übersetzungen, begleiten sie mit Anmerkungen, und versichern, daß das Original sehr schlecht sey, daß sie es aber doch leidlich gemacht hätten; Übersetzer, die durch Übersetzungen Originalschriftsteller werden: diese nehmen ein Französisches oder Engländisches Buch, lassen Anfang und Ende weg, ändern und verbessern das übrige nach Gutdünken, setzen ihren Namen keck auf den Titel, und geben das Buch für ihre eigene Arbeit aus. Endlich giebt es Übersetzer, die ihre Übersetzungen selbst machen, und solche, die sie von andern machen lassen.« (3. Aufl., Bd 1, S. 99f.)

Nicolais sarkastische Schilderung des zeitgenössischen Übersetzungswesens enthält nahezu das ganze Programm unserer Untersuchung. An passender Stelle werden wir denn auch auf die von ihm aufgezählten Übersetzereigenheiten eingehen – nur daß es uns dabei, indem wir uns an das in den Vorreden gelieferte Material halten, weniger um eine objektive Kritik als um die von den Übersetzern selbst angeführten Umstände der Herausgabe von übersetzten Büchern zu tun ist.

Wie Nicolai bemerkt, pflegen gewisse Übersetzer, die »vornehmen«, in der Vorrede die hohe Qualität des von ihnen übersetzten Originals herauszustreichen. Johann Elias Schlegel beispielsweise tut dies auf ganz besondere Weise. »Ich würde dem Ruhme des Destouches zu nahe treten, wenn ich hier sein Herold werden wollte«, meint er – und vergleicht seinen Original-Autor mit dem großen Molière (Q 13). Denis glaubt, all den bereits damals aufgestandenen Zweiflern zutrotz, »noch Ossians Ächtheit, obwohl er sich, als ein Zeitgenöß des XVIII. Jahrhunderts freuen müßte, wenn dieses Jahrhundert einen solchen Genius hervorgebracht hätte« (Q 38). Desgleichen der anonyme »Neuverteutscher« des keltischen Barden; für ihn bleibt Ossian »unter den Söhnen des Gesangs ein König, der als sittliches Wesen eine der ersten Seltenheiten, ich möchte sagen, eine Wundererscheinung in der Geschichte der Menschheit ist« (Q 40, S. XIV).

Neben den Übersetzern, die ein Loblied auf ihr Original anstimmen, diejenigen, die glauben, sich wegen dessen Schwächen entschuldigen zu müssen. So lesen wir in der Übersetzer-Vorrede zu Racines Theatralischen Schriften: »Für die Thebais muß ich, wie der Verfasser des Originals, um etwas mehr Nachsicht, als für die übrigen, bitten. Bey den Zänkern (d. i. Les Plaideurs) habe ich den Canzleystil der Franzosen beybehalten müssen: sonst wäre es keine Übersetzung geblieben; es wäre eine Nachahmung geworden.« (Q 51.) Und ähnlich, ebenfalls aus Rücksicht auf die

Originaltreue, heißt es im Vorbericht des Verlegers zum deutschen »Jonathan Wild« nach Fielding: »Einige einzelne Stellen möchten jedoch einigen Lesern in der That anstößig werden, und ich hätte sie gerne gemildert, wenn die Pflichten der Übersetzung es verstattet hätten; es wird Ihnen aber leicht fallen, sie ihrer besonderen Aufmerksamkeit zu entziehen.« (Q 22.) Christian Garve schließlich, der Leipziger Philosophieprofessor, übersetzt Fergusons »Institutes of moral philosophy« trotz gewisser Fehler, die er darin entdeckt hat und eigens anmerkt, hauptsächlich nur deshalb, weil er sie »für das Werk eines rechtschaffenen und großen Mannes« hält – und weil die Gedanken des Verfassers ihn zu eigenen Gedanken zu veranlassen geeignet sind (Q 20, Anmerkungen, S. 287f.).

Was alles zum Übersetzen und zur Herausgabe von Übersetzungen die Veranlassung sein kann, soll im folgenden betrachtet werden. Einmal sind es, da wir es vielfach ja mit Übersetzern »von Profession« zu tun haben, natürlich die Verleger. Sie geben Übersetzungen in Auftrag. Darüber sind nicht viel Worte zu verlieren. Daß dies in größerem Umfang in Deutschland aber erst in der zweiten Jahrhunderthälfte geschieht, hat seinen Grund sicherlich darin, daß die bislang umstrittene Honorarzählung an den Autor bzw. den Übersetzer endlich zu einer allgemein üblichen Einrichtung wurde. (Dazu Fränzel a. a. O., S. 83 f.) Die Anregung – um nicht von Auftrag zu sprechen – ist indessen oftmals schon viel früher vom Verleger ausgegangen. Das trifft zu etwa auf die nach einer französischen Version gearbeitete Criticón-Übersetzung Gottschlings (Q 29). Wie dieser spricht, in seinem Vorbericht von 1728, auch der Übersetzer eines anderen Werks des Spaniers Gracián nicht von eigener, sondern von seiner Verleger Initiative: eine französische Übersetzung des »Discreto« war einige Jahre zuvor erschienen, der es »an vielen Lobsprüchen, so ihr ertheilt worden, nicht gemangelt, so haben sich die Verlegere entschlossen, sie auch in das Teutsche übersetzen zu lassen« (Q 30). Und um »dem Verlangen des Verlegers zu willfahren«, unternahm auf seiner England-Reise Lessings Vetter Christlob Mylius für Christian Friedrich Voß in Berlin die Übersetzung von Hogarths »Analysis of beauty« (Q 32). Daneben – und das gilt naturgemäß für die in »Nebenstunden« entstandenen Liebhaber-Übersetzungen – kommt es vor, daß der Verleger sich um eine bereits vorliegende Übersetzung bemüht. »Sie wollten ihn drucken lassen, und aus Gefälligkeit habe ich eingewilligt«, lesen wir im an den Herausgeber gerichteten Schreiben des schon erwähnten Kommerzienrates Fischer, das seiner deutschen Fassung der angeblich aus dem Englischen übersetzten Lady-Briefe der Madame Riccoboni vorangestellt ist (Q 53).

Aber nicht nur Verleger, des öfteren sind es auch, angeblich wenigstens, Freunde des Übersetzers, welche die

Herausgabe seiner Arbeit fördern. Das ist ja auch, wie in manchem anderen Fall, bei »Popens Lockenraub« so gewesen, und bei Eschenburgs deutscher Shakespeare-Ausgabe war es Wieland, der den Anstoß zur Fortsetzung der von ihm selbst begonnenen Arbeit gab (Q 55, Vorbericht zur 1. Aufl.).

Was nun die mehr persönlichen Antriebe zum Übersetzen betrifft, so kommt in den Übersetzer-Vorreden auch darüber einiges zur Sprache. »Man hat mich oft gefragt, warum ich überhaupt den Hudibras übersetzt habe? Ich halte es demnach nicht für überflüssig, ein Paar Worte öffentlich auf diese Frage zu antworten.« Der so seine Erklärung einleitende Übersetzer ist Dietrich Wilhelm Soltau, und die hierauf folgende Darlegung gipfelt in einem Satz, der an Goethes Kritik am literarischen Sansculottismus gemahnt: »Mir däucht auch, Butlers Hudibras hat in unsern Zeiten wieder viel neues Interesse gewonnen, und seine Satire paßt oft nicht minder auf die hosenlose Philosophie, die in unsern Tagen alles neu modeln will, als auf die theologischen Kappen, welche Butlers Zeitgenossen jedermann aufsetzen wollten.« (Q 5.) Das ist um 1797 geschrieben, zu einer Zeit also, da die Französische Revolution schon stattgefunden hatte. Doch bereits früher wird die Unzufriedenheit mit den Zeitverhältnissen als Beweggrund des Übersetzens angegeben. »Diese Übersetzung ist die Frucht vieler mißvergnügten Stunden, welche ich mir dadurch einigermassen zu versüssen gesucht habe. Sie hat mir doch den Vortheil verschafft, daß ich, so lange ich daran arbeitete, weder an das Elend meines Vaterlandes, noch an das meinige gedacht habe.« So ein anonymer Übersetzer von Racines Schauspielen, die auf deutsch 1766 herauskamen (Q 51). Bei anderen ist es weniger politisches Elend, was sie zum Stücke-Übersetzen veranlaßt, als die deutsche Theatermisere. Behrmanns Rodogune-Übersetzung nach Corneille verfolgt so den Zweck, einen maßgebenden Text zu verbreiten, den die Schauspieler nicht mehr zu verunstalten wagen würden (Q 9). Und Ziel einer 1748 erschienenen Ausgabe von sechs Schauspielen aus dem Französischen ist es, »die deutsche Bühne mit mehrern guten Stücken zu bereichern, da die Anzahl unsrer deutschen erträglichen Stücke noch lange nicht hinreichend ist, eine Gesellschaft Comödianten, welche Adam und Eva und D. Fausten eben nicht mehr spielen wollen, zu unterhalten« (Q 54).

Genug damit über die in kulturellen Belangen besorgten Übersetzer. Für die nach persönlicher Tugend und Glückseligkeit strebenden – echte Kinder ihrer Zeit auch sie – soll im folgenden Abraham von de Walle, der Übersetzer von Caracciolis Traktat über die »Jouissance de soi-même«, zu Wort kommen: »Einige besondere Züge der ächten Sittenlehre, kamen bey dem ersten Durchlesen so annehmungswürdig vor, daß ich mich bei müßigen Stunden be-

schäftigte, mir solche durch Übersetzung derselben desto bekannter zu machen. Zu dieser Absicht mag etwa eine natürliche Eigenliebe dazu gestosen seyn, welche mir meine Arbeit immer schmackhafter machte, und auch veranlaßte meinen Fleis zu verdoppeln; wenigstens, es hatte in kurzem guten Fortgang. Die Vortrefflichkeit der Anleitung zum Guten überzeugte mich hiebey mehr und mehr, daß manchen Tugend- und Zuchtliebenden Einwohnern unsers deutschen Vaterlands, welche der französischen Sprache nicht mächtig sind, ein Dienst geschehen würde, wenn man ihnen Gelegenheit verschafte, sich in diesem Tugendspiegel, zur Erkenntniß und Hochschätzung ihres unschätzbaren Wesens, zu besehen.« (Q 7, Vorbericht des Übers., S. 21 f.)

Zuerst ein Sich-Erwärmen für das Original und dann die hochlöbliche Absicht, dem breiteren Publikum einen Dienst zu erweisen: das ist der Grundton der meisten Vorreden nicht-professioneller Übersetzer. Begonnen wird die Arbeit jedoch in den häufigsten Fällen wohl noch zum »eigenen Vergnügen und Gebrauch« (vgl. Q 40, S. XII). –

Wie Übersetzer und Original einander finden, darüber lassen die Vorreden sich zuweilen vernehmen, als handle es sich um ein epochemachendes Ereignis – oder eine unverhoffte Liebesbegegnung. Hören wir nur den von Ossian entflammten Büchermenschen Denis: »Kaum hatte ich ein paar Gedichte meines Bardens durchgelesen, als ich ihn in meinen Gedanken Homern und Vergiln an die Seite setzte. Das Urtheil eines deutschen Dichters der ersten Größe (Klopstocks?) rechtfertigte meine Gedanken. Wie froh war ich! Ich fieng zu übersetzen an.« Und dann kommt freilich etwas ganz Kurioses: »Auch eine andere Betrachtung half mich mitbestimmen. Der Mut und die Rechtschaffenheit der alten schottischen und irischen Helden: dachte ich: verdient auch unter uns um so viel mehr gekannt und bewundert zu werden, da so mancher ihrer würdigen Nachkommen heut zu Tage an der Spitze der österreichischen Heere sich den Weg zur Unsterblichkeit bahnet« (Q 37). Ein anderer, der Übersetzer von Coyers »Bagatelles morales«, verliebt sich gleichsam in seinen Autor auf die Lektüre einer Rezension hin: »Ich hatte eben in einer bekannten deutschen Monatsschrift eine Beurtheilung dieser satyrischen Stücke gelesen; und die Stellen, die daselbst aus ihnen angeführt und übersetzt sind, hatten mir so wohl gefallen, daß ich eine Begierde empfand, das ganze Werkchen zu lesen; Allein damals war es kaum in ganz Leipzig mehr anzutreffen. Nachdem ich es lange in den Buchläden vergebens gesucht hatte, glückte es mir endlich, dasselbe, durch Vermittelung eines meiner hiesigen Gönner, zum Durchlesen zu bekommen. Ich las es, und las verschiedene Stücke mehr, als einmal. Sie gefielen mir meistens so gut, daß ich mich entschloß, sie zu übersetzen« (Q 10).

Soviel über Veranlassungen und Motive des Übersetzens. – Mit der soeben geschehenen Erwähnung eines Gönners ist das Stichwort für einen weiteren Aspekt unserer Vorreden-Untersuchung gefallen. Gönner, Helfer und Berater, denen der jeweilige Übersetzer verpflichtet ist, sind in fast allen Vorreden anzutreffen. – Einmal also der Freund oder Gönner, der dem Übersetzer das zu übersetzende Original vermittelt hat. So verdankt der Ossian-Übersetzer Harold den, wie er meint, keltischen Originaltext eines bestimmten Liedes »der Freundschaft eines großen Mannes, und Liebhabers der Wissenschaften, dessen Namen ich dem Publikum gerne mittheilen würde, hätte er mir nicht das Gegentheil ausdrücklich befohlen« (Q 39). Dankbare Erwähnung wird dann den durchweg gelehrten Helfern bei der Durchsicht der druckfertigen Übersetzung oder beim Korrekturenlesen zuteil, wie z. B. Johann Arnold Ebert durch Eschenburg (Q 55). Selbst jener kuriose Übersetzer von Swifts Dienstboten-Satire hatte in einem »Nebenbedienten«, nämlich einem studierten Hofmeister im selben Hause, seinen Redaktor gefunden: »Dieser war durch einige kleine Dienste, die ich ihm erwiesen, mein besonderer Freund geworden, und übernahm es, meine Arbeit auszubessern, und sie so einzurichten, daß sie sich konnte sehen lassen.« (Q 62.) Ein seltener Glücksfall aber ist es schon, wenn der Übersetzer, wie Christlob Mylius bei Hogarth, die Gelegenheit erfährt, seine Arbeit mit dem Original-Autor selbst durchzugehen – »ob er gleich weniger Deutsch, als ich Russisch, versteht« (Q 32). Für die deutsche Ausgabe des »Spectator« schließlich hat man »bey vorfallenden Schwierigkeiten, die sich auf gewisse Gewohnheiten und Örter in England beziehen, entweder gebohrne Engländer, oder doch solche Personen zu Rathe gezogen, die lange in London gewesen« (Q 58). Daß Johann Joachim Christoph Bode bei seiner Übersetzertätigkeit vom sachkundigen Rat des ihm freundschaftlich verbundenen Lessing profitierte, ist bekannt. Lessing ist es denn auch gewesen, der für Sterne-Yoricks »Sentimental Journey« den deutschen Titel »Empfindsame Reise« vorschlug – und damit die deutsche Sprache um ein neues und kulturgeschichtlich bald bedeutungsvolles Wort bereicherte (vgl. Q 60, S. IV f. und S. XXI).

Direkt oder indirekt wird in unseren Übersetzer- und Herausgeber-Vorreden vor allem das Leserpublikum apostrophiert. Mit einer ausdrücklichen Adresse wie »An den Leser« (Q 38), »Geneigter Leser« (Q 24) oder gar »Nach Standes-Gebühr hochgeehrtester Leser!« (Q 17) leiten auch die Übersetzer gern ihre Vorreden ein. Und damit wird, früher oder später, gesagt, welcher Art Leser die Übersetzung zgedacht ist. In der Regel sind das freilich solche, die die fremde Sprache nicht beherrschen – »(denn allen übrigen rathe ich, lieber das Original zu lesen)« (Q 28), oder aber, was auch vorkommt: »Es erfordert ohne dem das

gantze Buch einen gelehrten Leser, und von diesem läst sich leichtlich der Schluß machen, daß Er alle Capitel auch ohne dazu gesetzte Erklärungen verstehen könne.« (Q 29.) Für Bücher aber wie der von Bodmer und Waser übersetzte »Hudibras« wird ausdrücklich ein reifes und urteilsfähiges Publikum verlangt. »Es wäre aber völlig vergeblich,« schreibt der Herausgeber, »das Werk Leuten zu empfehlen, für welche Schriften von dieser Art nicht geschrieben sind, und niemals taugen werden. Man gebe ihnen Chroniken, Diplomen, Postillen, Buniane, und dergleichen!« (Q 4.) Der Übersetzer Johann Gottfried Gellius hat in seinen für die Übersetzungspraxis der Zeit ungemein aufschlußreichen »Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter« (Q 73) wohl am deutlichsten ausgesprochen, welche Art Leser ihm wie seinen Kollegen am wenigsten erwünscht ist: »Das Schöne, welches die Leser und der Verleger begehren, ist auch von demjenigen ganz verschieden, auf das der Kunstrichter dringt. Die ersten sind mit einer Schönheit im ganzen zufrieden; das Werk soll sich leicht lesen lassen, es soll eine Reihe angenehmer Begriffe und Empfindungen erregen, die Fehler dürfen nicht zu anstößig, zu häufig, oder zu enge zusammengedrängt seyn. So viel ist zur Befriedigung der Leser genug. Was thut aber der Kunstrichter? Er verlangt eine Schönheit ohn Ausnahme; er verzeiht keine falschen Begriffe, er will jedes kleine Wort ausgedrückt wissen, die mindeste Unrichtigkeit ist in seinen Augen ein Verbrechen, darüber erschreyt und schimpft.« (S. 3 f.) Gellius, der sich seiner Übersetzerhaut erwehrende Praktiker, nimmt die Dinge, wie sie sind, und schert sich, in seiner polemischen Position gegenüber der neunmal klugen, Unmögliches fordernden Kritik, herzlich wenig darum, wie sie sein sollten. Für ihn sind die Bedürfnisse einer breiten, lediglich auf bequeme Unterhaltung und literarischen Konsum bedachten Leserschicht offenbar nicht von der Hand zu weisen. Der geschäftstüchtige Nicolai dürfte, wie sein Verlagsprogramm zeigt, in der Praxis nicht viel anders gedacht haben; gleichwohl findet sich in seinem »Sebaldu Nothanker« jene abfällige Äußerung über die Kritik- und Geschmacklosigkeit der zeitgenössischen deutschen Leserschaft: »die Leser der Übersetzungen sind gutwillige Seelen. Sie haben gegen alles, was schwarz auf weiß gedruckt ist, eine große Ehrerbietung. Und wenn ihnen auch etwas nicht recht gefällt, so nehmen sie die Schuld auf sich selbst, und zählen Übersetzer und Verfasser los. Kein Deutscher Leser wird das Unglück einer neuen Übersetzung machen, so wenig als noch ein Deutsches Parterre jemals eine neue übersetzte Komödie ausgepiffen hat.« (Q 74, Bd 1, S. 106.)

Auf das Verhältnis der Übersetzer zu ihren Kritikern, wie es in den Vorreden zum Ausdruck kommt, wird später noch einzugehen sein. An dieser Stelle wollen wir uns mit der

Kritik am Übersetzungswesen befassen, die in den Reihen der Übersetzer selbst laut wird. Da ist zunächst das wahllos-massenhafte, »manufakturmäßige« Übersetzen, das auch Nicolai sarkastisch anprangert (vgl. Q 74, Bd 1, S. 98 und S. 101 f.), manchem zuwider. Der uns als Bibliograph bekannte Georg Wolfgang Panzer, der als Übersetzer sich in der »Kunst der Geduldt« übte, schildert 1764 das Übersetzungswesen seiner Epoche wie folgt: »Wir Teutsche scheinen seit langer Zeit, gleichsam stillschweigend, die Abrede miteinander genommen zu haben, denjenigen für einen kleinen Geist zu halten, der nicht wenigstens ein und andere Schriften der Ausländer, besonders der Franzosen und Engländer, entweder in ihrer eigenen Sprache, oder in einer Übersetzung gelesen hat. Ob dieses billig geurtheilet sey, das gedenke ich gegenwärtig nicht auszumachen. Genug daß es einmahl so ist. Ein Theil von uns ist deswegen auf das fleisigste beschäftigt, uns immer etwas neues zu liefern, das der andere mit der größten Begierde liest; und daher kommt es auch, daß wir zwar viel gutes, aber auch ungemein viel schlechtes und abgeschmacktes vor die Augen bekommen; von denschändlichen Ausgeburten wider die Religion, und wider die guten Sitten ... nichts zu gedenken.« Was der Nürnberger Geistliche vor allem beklagt, ist die Art der übersetzten Literatur: daß man darunter »eher zehen und mehr Bücher« finden könne, »die für blosser Gelehrte, oder zur Belustigung des Geistes allein geschrieben sind, als eines, welches zur Beförderung der wahren Gottseligkeit unter uns bestimmt ist« (Q 2). Für Christian Friedrich Weichmann aber, der sich in seinem Vorbericht zu Brockes' »Verteutschtem Bethlehemitischen Kinder-Mord« (La Strage degli innocenti) des Giambattista Marino (2. Aufl. 1739) dazu äußert, ist nicht nur weitgehend die von den Übersetzern getroffene Wahl, sondern auch die Qualität der meisten Übersetzungen beklagenswert. »Man sehe nur,« lamentiert er, »wie elend die allermeisten gerathen sind, und wie schlechte Originale mehrentheils dazu genommen worden! Unsere wenigste Sorgfalt ist durchgehends gewesen, artige und gute Bücher zu übersetzen. So bald aber ein lustiger Roman, das Leben eines Spitzbuben, oder ein Gemengsel von läppischen Märlein und safftigen Histörchen auswärtig ans Licht gekommen; hat man Wunder gedacht, wie viel unsern Teutschen daran gelegen sey, den Kram gleichfalls lesen und verstehen zu können.« (S. 36.) Bei der gerade vorliegenden Übersetzung handelt es sich, wenn man die jeweilige Vorrede recht versteht, freilich stets um eine löbliche Ausnahme. Mit anderen Worten: Rechtfertigung der eigenen Arbeit auf Kosten der der anderen – wofür in einem unsicheren Selbstbewußtsein der Übersetzer bzw. ihrem geringen Ansehen bei den Zeitgenossen der Grund liegen mag.

Mit Vorliebe also distanziert sich der Übersetzer von

seinen unwählerischen und zudem schludrig arbeitenden Kollegen. Nur zu gern leugnet er, am »Heißhunger des Übersetzerschwarms« teilzuhaben (Q 40, S IX), und tut er es nicht selbst, dann ist es gelegentlich auch der Verleger, der ihn vor anderen auszeichnet – wie etwa in dieser Weise: »Es war (bei der Übersetzung) gar nicht seine Absicht, damit unter dem Haufen der Übersetzer öffentlich zu erscheinen, von deren größten Theil, er sowol durch seine Art zu denken, als auch seine Art sich auszudrücken, sehr weit unterschieden ist.« (Q 53, Vorbericht des Verlegers.) Derselbe Verleger bemerkt dann aber auch – 1760! – die Ursache der allgemeinen Übersetzungsmisere: »das herrschende Vorurtheil; als sey es keine Kunst, etwas aus einer Sprache in die andere zu übersetzen, (ist) eine fruchtbare Mutter unzähliger Scartequen, die unter dem Namen einer Übersetzung ans Licht hervortreten, und vieler elenden Übersetzer.«

Ist ein Werk früher schon einmal übersetzt worden, so steht der spätere Übersetzer, der ja seine Neuübertragung rechtfertigen muß, zumeist nicht an, seinem Vorgänger am Zeug zu flicken. Immerhin läßt es jener Dr. Eckstein, der sich Fischarts Rabelais-Verdeutschung vorknüpft, bei einer Bearbeitung bewenden – obwohl »mein Fischart von unausstehlichen Fehlern wimmelt«. Trotz dieser Feststellung nämlich scheint der dem alten Rabelais so kongeniale Mainzer es ihm angetan zu haben. Aber Eckstein, alias Sander, ist ein Kind des 18. Jahrhunderts; und darum bringt er es nicht fertig, über seinen rationalistischen Schatten zu springen. »Mit der Sprache geht er« – so lesen wir in seiner »Nachrede« zu Fischarts Vorwort – »so eigenmächtig um, wie unsre Großtürken und Affen von Göthe (!) und Claudius, nur daß er es mit mehrerem Ersatze thut. Bey jedem Schritte klingeln seine Wortspiele und unbedeutenden Reime: und das ganze ist wegen seiner und Rabelais übelreichenden Scherze des Augius. Ich habe es nach der Weise des Herkules unternommen, diesen Stall zu reinigen. Aber, aufrichtig geredet, liebe Herren, eben deswegen habe ich oft statt des Mistes – Wasser geben müssen« (Q 50).

Hier ausnahmsweise einmal der Fall, daß ein Späterer zugibt, die Vorlage verwässert zu haben. Demgegenüber Soltau, der Butlers »Hudribas« originalgemäß in Knittelverse übertragen hat und dazu meint, »eine Übersetzung in Prosa (wenn auch nicht die Rede von einer so elenden, wie die Wassersche wäre) würde ihn doch immer in Wasser auflösen« (Q 5). Ebenso unter Angabe von Übersetzer-Namen schmählt Meißner, im Vorbericht zu seinem »Destouches für Deutsche«, die Arbeiten seiner Vorgänger: »Welche schwache Schattenrisse von ihren Originalen! Wie entblößt von Saft und Kraft! Immer nur das Skelett eines ehemals schön gewesenenen Körpers!« (Q 12.) Und wie Meißner beanstandet Dyk, der Bearbeiter und Verleger des »Komi-

schen Theaters der Franzosen«, die sklavische Originaltreue, die fast alle bisherigen Übersetzungen französischer Theaterstücke für die deutsche Bühne unbrauchbar mache (Q 66). Wilhelm Christhelf Sigmund Mylius hingegen rühmt sich ein Jahr später, 1778, er habe in seiner *Candide*-Übersetzung sich »nicht solcher Freiheiten schuldig gemacht« wie sein Vorgänger und die Vorlage »weder verwässert noch verstümmelt« (Q 69, Vorrede der 1. Aufl.). Endlich der Major von Harold: er hat an Denis' *Ossian*-Übersetzungen die dem Original nicht gemäßen Hexameter auszusetzen (Q 39, Widmungsvorrede). Dafür ist dann im Vorbericht eines weiteren prosaischen Neuverteutschers des *Ossian* zu lesen, Harolds Übersetzungen seien »Wechselbälge« (Q 40).

Ein wahrhaft verwirrendes Bild – das auszudeuten wir den um klärende Objektivität bemühten Literarhistorikern überlassen. Wir fahren indessen mit unserer Materialauschüttung fort, indem wir uns den Hauptsündern zuwenden: denjenigen Übersetzern nämlich, die, anstatt aus dem Original, aus einer in einer dritten Sprache bereits vorliegenden Übersetzung verdeutscht und damit ihren kompetenteren Berufsgenossen die Gelegenheit gegeben haben, sich über ihre Übersetzer-moral zu empören.

Aus dem Englischen, dazu noch aus einer bearbeiteten, nicht authentischen Ausgabe, über das Französische mit allen möglichen Fehlern ins Deutsche übertragen zu werden – war das Schicksal von Swifts *Gulliver*. In dem »Schreiben des Herrn von Breitenfels«, das dem fünften Band der Züricher Swift-Ausgabe voransteht (Q 61), wird *Gullivers* englisch-französisch-deutsche Metamorphose ausführlich beschrieben. Folgendes dort über den unglückseligen ersten deutschen Übersetzer: »Fassen Sie mich recht, mein Herr. Ich sage nicht, daß er kein Englisch verstanden, sondern nur, daß er gut befunden, diese Reisen lieber aus dem Französischen zu übersetzen, und dennoch auf das Titelblatt setzen zu lassen: Mit Fleiß aus dem Englischen in das Teutsche übersetzt. Das ist in der That keine Unwahrheit. Er sagt nicht, daß er selbst das Buch aus dem Englischen übersetzt habe, sondern nur, daß es daraus übersetzt sey, und zwar mit Fleiß. Dieses Compliment macht er als ein höflicher Mensch dem Franzosen; daß aber seine deutsche Übersetzung aus der französischen entstanden und daß er vielleicht weniger Fleiß daran gewendet habe als der Franzose an die seinige, dieses war er der Welt nicht schuldig zu sagen. Sie würde es selbst sehen, wenn sie vergleichen wollte, und finden würde, wie artig er z. E. aus einem Küssen (Coussin) einen Vetter, (Cousin,) aus den Dünen oder Sandhügeln, eine Stadt, Namens Düyns, und sonst aus noch viel andern französischen Worten und Constructionen gemacht, was ihm beliebte. Besser kann ich ihn nicht rechtfertigen.« –

Eine solche Ironie bringt Frau Gottsched, die mutmaßliche Vorrednerin des deutschen »Spectator«, in einem ähnlichen Fall freilich nicht auf. Vielmehr liefert sie, um den Vorzug der von ihr herausgegebenen Übersetzung zu beweisen, eine vollständige Liste der vom französischen Übersetzer und dessen deutschem Nachübersetzer ausgelassenen Stücke (Q 58, Th. 1) und schließlich noch, in der Vorrede zum achten Teil, ein großangelegtes Register der vom früheren französisch-deutschen Übersetzer begangenen Verfehlungen in Gegenüberstellung jeweils mit ihrer und ihrer Mitarbeiter korrekten Übersetzung.

Im übrigen läßt sie sich wieder einmal über die fragwürdige Übersetzermoral der Franzosen aus – wie sonst beispielsweise noch in der Vorrede zu ihrer Verdeutschung des Steeleschen »Guardian« (vgl. Q 31). Hat Frau Gottsched es sich auch in besonders auffälliger Weise in den Kopf gesetzt, ihren Landsleuten das Übersetzen à la française auszutreiben, so steht sie doch mit ihrer Ablehnung der französischen Übersetzungsmanier bei weitem nicht alleine da. In einer ganzen Reihe der von uns untersuchten Vorreden wird von deutschen Übersetzern der Vorwurf gegen ein allzu freies, vom Originaltext her nicht mehr zu rechtfertigendes Übersetzen der Franzosen erhoben (vgl. Q 46, 53, 61, 63, 64, 65, 70). »Selbst die besten Übersetzer unter den Franzosen begehen diesen Fehler,« schreibt etwa Johann Arnold Ebert gelegentlich seiner Übersetzung der Schriften von Edward Young, »woran theils ihre Flüchtigkeit, theils auch die Natur ihrer Sprache, Schuld ist. Sie nehmen nur den vornehmsten Stoff eines Autors, und verarbeiten ihn nach ihren Formen; sie schmelzen die besten Werke ganz um, und setzen ihr eigenes Gepräge darauf, wenn sie dieselben nicht gar mit schlechtem Zusatze vermischen. Sie sind aufs höchste gute Nachahmer, aber keine Übersetzer. Man würde sich also sehr irren, wenn man z. E. aus des Abts Yart *Idée de la Poesie Angloise* eine Idee von der Englischen Poesie zu erlangen hoffte.« (Q 70, Bd 2, Stück 3.) So erklärt es sich auch, daß Wieland, in der März-Nummer des Teutschen Merkurs von 1778, die vergleichsweise geringfügige Freiheit, die Mylius bei seiner *Candide*-Verdeutschung sich herausnahm, mit der Bemerkung verteidigt, sie sei »am Ende nur Ausübung des Vergeltungsrechts«; denn: »die Franzosen machen's Engländern und Teutschen schon lange so, und nicht immer mit so viel Diskretion als unser Übersetzer« (S. 298; zit. nach Q 69, Vorrede der 2. Aufl.). – Verschmäht der gewissenhafte Übersetzer, der ein Werk aus dem Englischen verdeutscht, es auch, sich an der früheren französischen Übertragung zu orientieren, so steht er gelegentlich doch nicht an, das Beiwerk seines französischen Vorgängers, wie Erläuterungen und Anmerkungen, zu übernehmen (vgl. Q 63 und Q 65).

Warum – so fragen wir endlich – sind die Franzosen des 18. Jahrhunderts, den deutschen Schreibern zufolge, insgesamt schlechte Übersetzer? Die Frage ist rasch beantwortet: weil sie zu selbstbewußt, weil sie ihrer künstlerischen Mittel überaus mächtige Original-Autoren sind, die, im Vollgefühl ihrer kulturellen Überlegenheit den anderen ihnen oft verzweifelt nacheifernden Völkern gegenüber, es nicht für nötig befinden, fremder Geistesart verständnisvoll entgegenzukommen – denn das würde für sie ein Herabsteigen unter ihr Niveau bedeuten. In den Augen eines von der damaligen französischen Geschmackskultur durchdrungenen Engländer nimmt sich das deutsche Übersetzungswesen noch um 1782 so aus: »D'ailleurs les traductions Allemandes sont pour la plûpart détestables, quant au style; comme on ne lit presque que des traductions, on voit peu d'Allemands sentir observer eux-mêmes les finesses du style. Il y a même plusieurs Allemands qui prétendent qu'un vrai savant doit écrire en latin & qui tournent en ridicule le bel esprit & le style soigné. Mais quiconque n'a pas de sentiment pour la finesse du langage, ne peut pas en avoir non plus pour celle des idées. La littérature Allemande est à peu près dans le même état actuellement qu'étoit la littérature Française vers l'an 1712.« (Q 75, S. 54.) – Und wie steht es demgegenüber mit dem Selbstbewußtsein der Deutschen? Hören wir nur den Übersetzer von Coyers »*Bagatelles morales*«, der, nachdem er beklagt hat, daß die deutsche Literatur nichts dergleichen aufzuweisen habe, betont-kleinmütig fortfährt: »Aber, was hilfts! Einmal sind wir nur Deutsche! Denken können wir nicht; genug daß wir noch können übersetzen, und nachahmen.« (Q 10, S. 152.)

Allem Anschein nach – und das wäre höchst merkwürdig – gründet sich des Deutschen allmählich wachsendes literarisches Selbstbewußtsein zunächst auf seine Übersetzerleistungen. Hier, und nur hier durfte man sich dem westlichen Ausland überlegen fühlen. Und wenn im letzten Drittel des Jahrhunderts unsere Literatur endlich selbst original, eigenständig zu sein anfängt, so scheint dazu nicht zuletzt die Tatsache beigetragen zu haben, daß man beim übersetzenden Eindringen in fremde Originale gründlich kennengelernt hat, was Originalität ist. Paradoxerweise war es dabei zunächst erforderlich, seinen eigenen Charakter zu verleugnen, d. h. objektiv-wissenschaftlich vorzugehen.

Unter den Übersetzern, die um eine solche Haltung ihrem Original gegenüber bemüht waren, ist an erster Stelle wiederum Johann Arnold Ebert zu nennen. »Ein Übersetzer,« schreibt er, »der sich dieses Namens würdig machen will, muß gleichsam unter den Augen seines Originals arbeiten, und mit allen Gedanken und Ausdrücken desselben, als mit fremden Gütern, gewissenhaft umgehen, daß er sich, wegen ihres Gebrauchs, vor jenem verantworten könnte, wenn er ihn zur Rechenschaft zöge. Aus dieser Ursache muß er auch

eben so wenig zu ängstlich, als zu sicher und nachlässig seyn, weil er dadurch alles Feuer der Urschrift auslöschen würde. Er muß mit seinem Originale ringen . . . , und durch eine Art von Wunderwerk, selbst ein Original zu werden, und doch dabey Übersetzer zu bleiben wissen. Mit einem Worte, er muß so übersetzen, wie der Autor, aller Wahrscheinlichkeit nach, sich selbst übersetzen würde, wenn er die andre Sprache so gut, wie seine eigne, verstünde.« (Q 70, Bd 2, Stück 3, S. 12f.) Über die Voraussetzungen, die nun gar, um seiner ans Unmögliche grenzenden Aufgabe gewachsen zu sein, ein Shakespeare-Übersetzer besitzen muß, liest man folgendes im Vorbericht zur neuen Auflage der Eschenburgschen Übersetzung: »Vollkommene Kenntniß und Innhabung englischer und deutscher Sprache, unermüdetes Fortstreben zum Ziele, Kenntniß des Costums der Zeiten, in welchen Shakespear schrieb, sind noch lange nicht alles, was man von Übersetzer Shakespears fordert. Geist, Empfindung, Herzensfülle, tiefes Naturforschen, Menschen- und Weltkenntniß, ja selbst verschiedene wissenschaftliche Kenntnisse, müssen mit jenen Dingen in dem Manne vereinigt seyn, der es unternimmt den Schauspieldichter Englands in seiner Größe -- und sogar in seiner Schwäche in einer fremden Sprache darzustellen.« (Q 55.)

Freilich darf uns die gelegentlich hohe Selbsteinschätzung der Übersetzer nicht darüber hinweg täuschen, daß sie beim Leserpublikum im allgemeinen kein großes Ansehen genießen. Will man dem Destouches-Übersetzer Johann Elias Schlegel glauben, so hält man sie »fast für Verräter an ihrem Vaterlande und für Feinde des deutschen Ruhmes« – wiewohl doch gerade die Deutschen noch allen Grund hätten, ihrer langjährigen Abhängigkeit von den Ausländern, »die uns seither an der Hand führen müssen«, eingedenk zu sein (Q 13). Und Johann Joachim Christoph Bode zufolge ist es, dank den überheblichen Kunstrichtern, ein weitverbreitetes Vorurteil zu meinen: »Man braucht beym Übersetzen keinen Kopf!« (Q 57, S. IV.) Doch kein Zweifel – und hier spielt Bode mit der Wortbedeutung: »das Übersetzen ist eine sehr nützliche Sache, und da, wo über breite Flüsse keine Brücken sind, höchst nöthig.« Für den Kunstrichter aber, der da meint, »daß wir nur die Schatten unsrer Autoren überbrächten«, möchte er hoffen, »daß Charon einst mit Ihrem Schatten eine Seele übersetzen wird« (S. VII f.). – Je geringer die Anerkennung durch das Publikum, um so mehr sieht sich der Übersetzer selbst gehalten, seine Leistung herauszustreichen. So will etwa Benjamin Neukirch, der Fénelons in Prosa geschriebenen »Télémaque« in deutsche Alexandriner gebracht hat, für einen Bahnbrecher der

»reinen Poesie« gelten (Q 18, Vorrede), und Gellius glaubt gar, bei seinen Übersetzungen »Schönheiten eingestreut zu haben, von denen das Original nichts wußte« (Q 73, S. 171).

Einige Übersetzer schließlich haben es fertiggebracht, von den Autoren ihrer Originale Anerkennungsschreiben zu erhalten, die sich dann den Buchausgaben der Übersetzungen beigefügt oder in deren Vorreden zitiert finden. Das ist beispielsweise bei Gottscheds deutscher Sammlung von Fontenelles auserlesenen Schriften der Fall. In einer der Vorrede folgenden »Nachschrift wegen dieser fünften Auflage« (1759) wird die offenbar erbetene Laudatio eigens angekündigt: »Der geneigte Leser gedulde sich also, bis wir aus Paris die Lobschrift eines Greises erhalten werden, der als ein Phönix unter den Gelehrten, beynahe ein volles Jahrhundert erlebt hat.« (Q 24.) Doch der hundertjährige Phönix Fontenelle war inzwischen, 1757, schon gestorben, und so ist das, was wir, noch in derselben Ausgabe, zu lesen bekommen, bloß der Auszug eines älteren an Gottsched gerichteten Schreibens aus dem Jahre 1726, den wir im folgenden wiedergeben: »Ma grande Affaire ne doit être, que de vous bien remercier, si je puis, de l'Honneur, que vous m'avez fait, en daignant traduire les Ouvrages de ma Jeunesse. Je suis bien faché d'être privé du Plaisir de les voir tels, qu'ils se trouvent presentement au sortir de vos Mains. Je vous rends tres-humbles Graces encore une Fois, de m'avoir fait connoître à une grande Nation, qui a produit beaucoup de grands Hommes, dans les Lettres, & des Genies du premier Ordre, tel qu'étoit Mr. Leibniz de votre Ville de Leipzig.« (S. 722.) Aus einem Brief Fontenelles an Gottscheds Leipziger Kollegen Hausen dazu noch die folgende Ergänzung: »Il (Gottsched) m'a fait l'Honneur, de m'envoyer une Traduction, qu'il a faite en Allemand, de plusieurs de mes Ouvrages. Je l'ai donnée à des Personnes qui entendent bien l'Allemand, & on m'a assuré, qu'elle étoit tres-bien faite.« (Ebd.) – Wie schade nur, daß die Original-Autoren, aus Unkenntnis der deutschen Sprache, selbst meistens außerstande sind, ihre Übersetzer sachverständig zu würdigen. Immerhin, schon ein so zweideutiges Lob wie »Ihre Sprache ist so reich an Worten« scheint dem Caraccioli-Übersetzer von de Walle des Zitierens wert (Q 7, S. 20). Und »höchst schätzbar« ist auch für Georg Friedrich Götz der Beifall seines Autors Polier de Saint-Germain: »Weit entfernt, daß meine Arbeit durch Ihre Übersetzung verlieren wird, wie es so vielen andern geht, so hoffe ich vielmehr, daß sie dadurch gewinnen, und ihr Nutzen noch mehr ausgebreiteter werden wird.« (Q 45.)

II. Übersetzung und Original

»Übersetzung heißt die Überbringung einer Schrift in eine andere Sprache.« Diese Definition entstammt dem einschlägigen Artikel eines von Gottsched herausgegebenen Nachschlagewerkes, betitelt: »Handlexicon oder Kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freyen Künste« (Leipzig: Fritsch 1760). Soweit freilich dürften, hinsichtlich der Grundbestimmung ihres Handwerks, alle damals tätigen Übersetzer sich einig gewesen sein. Was aber die über jene primitive Feststellung hinausgehenden Bestimmungen von Wesen, Sinn und Zweck des Übersetzens anlangt, so gibt es fast ebensoviel verschiedene Erklärungen wie Übersetzer.

Den Hauptpunkt, an dem sich die Geister scheiden und die verschiedenen Methoden des Übersetzens ihren Ursprung haben, bezeichnet das Verhältnis zum Original. Nach Gottsched (a. a. O., Spalte 1585) ist es Sache des Übersetzers, »nicht so wohl alle Worte, als vielmehr den rechten Sinn eines jeden Satzes mit solchen Redensarten auszudrücken, die seiner Sprache eigenthümlich sind«, und im übrigen »verblümete Redensarten, auch die Abtheilung der Perioden, aus dem Originale bey (zu) behalten«. Schon tiefer dringt Gellius in das Problem ein, indem er verschiedene Arten von Übersetzungen anschaulich charakterisiert: »Der Werth und die Schwierigkeit einer Übersetzung muß nach der Maße ihres Abstandes vom Originale geschätzt werden. Es giebt Gattungen davon, die das *Skelet des Originals* sind. Sie behalten die wesentlichsten Theile; sie erzählen trocken die vornehmsten Sätze und Wahrheiten in ebender Verbindung, wie sie der Autor vorträgt. Allein es gehen viele Nebenbegriffe, auch wohl Zwischensätze, verloren. In der eigentlichen Litteratur (d. h. Sachliteratur) ist diese Art von Schriften noch immer nützlich; in Werken des Geschmacks (d. h. der Dichtung) wäre sie unerträglich. Wiederum giebt es eine Art von Übersetzung, die ich den *Leichnam ihres Originals* nennen könnte. Sie behält alle die Ausfüllungen und Wendungen, aber auf eine steife, unnatürliche Art. Man merkt ihr zu sehr den Mangel des Lebens an, obgleich eine gewisse Ähnlichkeit vorhanden ist. Man nennt sie die mittelmäßige; und das ist sie mehr oder weniger; manche ist auch nur stellenweise Leichnam. Die guten Übersetzungen, die abermals Grade leiden, will ich mit geschickten, aber *verlarvten Acteurs* vergleichen, die irgendeine merkwürdige lebende Person vorzustellen suchen. Sie haben ein Leben, sie treffen den Ton und die Stellung; zugleich aber mischen sie ihre eignen Gebärdungen in die Rolle. Zuweilen jedoch wissen sie sich so geschickt zu spielen, daß, wer das Urbild nicht genau kennt, darauf schwören sollte, er sähe es selbst vor sich. Nur wenn er, nach abgezogener Larve,

beyder Gesichtszüge vergleicht, wird er die Unähnlichkeit gewahr.« (Q 73, S. 12 f.) Also insgesamt drei Arten von Übersetzungen – und eine jede auf ihre Weise problematisch:

- die nüchtern-zweckgerechte, aber Nebensächliches vernachlässigende,
- die stur wortgetreue, aber gezwungen und reizlos wirkende,
- die mimetisch treffend reproduzierende, aber subjektiv gefärbte Übersetzung.

Interessant ist hier für uns zunächst der dritte Typ, da er, ungeachtet seiner problematischen Kehrseite, dem, was unsere Übersetzer des 18. Jahrhunderts anstreben, am ehesten entspricht. Die Übersetzung – ein zweites Original: so lautet nämlich die Forderung der Anspruchsvollsten unter ihnen. Ein *zweites* Original – und nicht, wie dann später in der Romantik (Schleiermacher), das an sich Unmögliche, als Zielsetzung aber ungemein Steigernde: die gleichsam einzig denkbare, dem Original in allen individuellen Einzelheiten pünktlich gerecht werdende Entsprechung. Immerhin, ein zweites Original zuwege zu bringen, ist schon viel verlangt von einem Übersetzer. Wir erinnern uns, daß im Hinblick auf das zu Leistende Johann Arnold Ebert von einer »Art von Wunderwerk« sprach (Q 70, Bd 2, Stück 3, S. 13). Aber auch Johann Elias Schlegel etwa will eine Übersetzung danach beurteilt haben, »ob sie auch ein gutes deutsches Original ist oder nicht« (Q 13). Wieland schließlich, der selbst wohl am erfolgreichsten diesem Ideal nachgekommen ist (man vgl. dazu Goethe in seinen Noten und Abhandlungen zum West-östlichen Divan), meint dasselbe, wenn er, als Herausgeber einer Übersetzungsprobe von Galianis »Dialogues sur le commerce des blés«, »die Leichtigkeit und Zierlichkeit des schönsten Konversations-Tons und überhaupt das Vollendete des Originals ... so vollständig als nur immer möglich« ausgedrückt haben möchte (Q 42, S. 245 f.).

Die mimetisch nachahmende Übersetzung, deren Ziel ein zweites Original ist, hat, wie wir bemerkten, in der unvermeidlich sich einmischenden Subjektivität des Übersetzers, ihre Problematik. Sieht doch der Übersetzer dabei sich ständig der Versuchung ausgesetzt, des Guten zuviel zu tun, und somit hier und da von der im Original vorgezeichneten Bahn abzuweichen. Trotz des betörenden Gewinns an Frische und Lebendigkeit des Ausdrucks ist das Gewissen solcher begabten Übersetzer denn auch in vielen Fällen durchaus nicht uneingeschränkt geneigt, sie von der Pflicht zur Wortgenauigkeit freizusprechen – wiewohl diese immer nur bis zu einem gewissen Grade möglich sein kann. Die Schwierigkeit, beiden Forderungen, der einer zweiten Originalität

einerseits und andererseits der möglichst unveränderten Wörtlichkeit, gleichermaßen gerecht zu werden, kommt in den Vorreden deutscher Übersetzer gelegentlich ein-drucksvoll zur Sprache. Im Gegensatz zu den meisten über-setzenden Franzosen wollen sie es nicht nur ihren Zeitge-nossen und Landsleuten, sondern, soweit dies nur eben möglich, auch dem Autor ihres fremdsprachigen und fremd-artigen Originals recht machen.

Von Mylius, dem Voltaire-Übersetzer, zum Beispiel haben wir ein in diesem Sinne bestimmtes vortreffliches »Glaubensbekenntnis«: »Ich glaube festiglich, daß ein Übersetzer sich aufs genaueste an dem Originale halten, jede Wendung, jeden figurlichen Ausdruck desselben treulich übertragen mus, wenn jene dem Genius der Sprache nur nicht ganz und gar zuwider streitet, oder dieser etwas für den Geschmack seines Volks empörendes hat, das er sich nicht erkönnen darf, weder aufzuhellen, was der Autor in rätselhaftes Dunkel gehüllt hat, noch zu schwächen, wo er nervös, noch zu stärken, wo er matt ist, es sei denn, daß die Sprache ganz unüberwindliche Hindernisse ihm in den Weg legte, daß er das, was er an einem Orte schlechterdings zu geben nicht im Stande gewesen ist, auf eine andre Art wiedereinbringen mus z. B. Wortspiele u. d. g., und schließlich, daß er stets den Engländer, Franzosen, Italiener oder Spanier mus durch-schimmern lassen. Die allerpünktlichste Treue mus immer das Hauptgesetz sein. Mir dünkt's nie ein Kompliment für eine Übersetzung, wenn es heist, sie läss't sich völlig wie ein Original lesen; es ist dies ein sicherer Beweis, daß alle Nationaleigenheiten des Autors daraus glatt weggewischt sind. ... Ich verlange ferner, daß der ganze Sprachschatz ihm uneingeschränkt zu Gebote stehe, er mus nach seinen Be-dürfnissen daraus wählen dürfen, Provinzialismen und Obso-leten, Sprichwörter und Wortspiele, gleich viel, ob Schwabe, Österreicher, Schweizer oder Niedersachse sie gebrauchet, sobald sie nur in seinem Kram taugen. Hierbei mus aber freilich glückliche Untermischung und weise Sparsamkeit sein Hauptaugenmerk sein.« (Q 69, Vorrede der 2. Aufl.)

Freilich ist dieses Glaubensbekenntnis aus dem Jahre 1782 als Rechtfertigung vor einem nörglerischen Kunstrichter gedacht, und Mylius mag auch, wie übrigens andere theo-retisierende Kollegen, in der Praxis es nicht immer ganz so genau genommen haben. Die gleichsam paradoxe Zielset-zung jedoch, die hier dahintersteht, nämlich die Synthese der »Nationaleigenheiten des Autors« mit den spezifisch nationalen Ausdrucksmöglichkeiten der Übersetzer-Sprache, ist höchst bedeutungsvoll – zumal im Hinblick auf die spä-tere romantische Übersetzungstheorie. – Bei aller Befangen-heit in der Denkart des 18. Jahrhunderts doch wiederum zu-kunftsweisend erscheint dann auch die um zehn Jahre jüngere Äußerung von Samuel Gottfried Bürde, der Miltons »Para-

dise lost« verdeutscht hat; Bürde – so scheint es – steht gleichsam wider Willen mit einem Fuß schon in der histori-sierenden Romantik: »Wenn es wahr ist, daß ein Schrift-steller von wahrem Genie, die Gestalt seines Geistes und Her-zens mit allen Eigenthümlichkeiten in seinen Werken ab-bildet; so kann die willkürliche Ausmerzung einzelner, wenn auch nicht schöner, doch charakteristischer Stellen, die immer eine Art von Verstümmelung bleibt, durch die Be-sorgniß, gegen den Geschmack und Ton der Zeitgenossen anzustoßen, wohl nicht entschuldigt werden. Denn eben diesen, wird durch ein solches Verfahren entzogen, was ih-nen gerade das Interessanteste seyn müßte, das Mittel, den herrschenden Geist der Denkart und das Eigene des Ge-schmacks eines früheren Zeitalters kennen zu lernen, und durch Vergleichung den Abstand zwischen jetzt und damahls zu berechnen, welche die Fortschritte zur aufgeklärten Er-kenntniß, zum mehr geläuterten Geschmacke und zur ver-feinerten Empfindung hervorgebracht zu haben.« (Q 43, S. Vf.)

Anzunehmen, daß dergleichen Bekenntnisse zur Original-treue erst gegen das Jahrhundertende hin laut werden, wäre indessen falsch. Bereits 1748 war es Ebert darum zu tun, »eine genaue und fast buchstäbliche Übersetzung« von Richard Glovers »Leonidas« zu liefern, was bei einer metri-schen Übertragung, die er sich ausdrücklich nur deshalb versagt, nicht möglich gewesen wäre (Q 28). Ebenso ver-hält sich der anonyme Übersetzer der Werke des »Weltwei-sen zu Sans-Souci«: »Ich habe mich, um desto sicherer zu gehen, auf das genaueste an die Worte meines Dichters ge-halten. Ich habe sogar an manchen Stellen der Reinigkeit meiner Muttersprache lieber etwas vergeben, als Gefar lau-fen wollen, mein Original auch nur in den kleinsten Neben-begriffen zu ändern.« (Q 26, Widmungsvorrede.) Daß diese Einstellung dem zeitgenössischen Durchschnittsgeschmack nicht durchaus entsprach, geht aus Christlob Mylius' Vor-bericht von 1753 zu seiner Hogarth-Übersetzung hervor: »es ist einmal mein Fehler, daß ich, der Französischen und Englischen Art zu übersetzen ganz zuwider, bey jeder Zeile bedenke, daß ich der Übersetzer, und nicht der Verfasser bin. Wenn ich mich deutlich genug ausdrücken kan, um verstanden zu werden, so bin ich allmal sehr geneigt, einige Blumen der Schreibart der Richtigkeit der Übersetzung aufzuopfern« (Q 32). Nicht nur um wortgenaue Original-wiedergabe, sondern gar um Stilisierung der Übersetzung nach der inneren Bewegung der fremdsprachigen Vorlage geht es, ebenfalls bereits in den fünfziger Jahren, wiederum Johann Arnold Ebert, der anerkannten Übersetzungskapa-zität seiner Zeit: »Ist der Autor in dem ganzen Schwunge seines Gedankens, oder auch nur in einem einzelnen Aus-drucke, kühn, so muß er (der Übersetzer) es gleichfalls seyn: Um aber zu wissen, ob jener kühn sey, muß er die Sprache

desselben wohl innehaben, und sich nicht, wie viele Übersetzer, bloß aus Blindheit tollkühn, zur Unzeith und ohne Noth auf steile Klippen von Metaphoren wagen, wann das Original nur auf einem ebenen und gewöhnlichen Pfade einhergeht. Ist dieses kurz, lebhaft, abgebrochen, so muß er es auch so sehr zu seyn suchen, als es ihm seine Sprache zuläßt; ja, er kann vielleicht seiner Sprache bey solchen Gelegenheiten einen sanften Zwang anthun, und ihr dadurch einen Dienst erweisen, den verständige Leser ihm verdanken werden.« (Q 70, Bd 2, Stück 3.)

Leser, die einen an ihrer Sprache verübten »sanften Zwang« zu schätzen wissen – das ist freilich kein Durchschnittspublikum; es müssen dies vielmehr Leute sein, die die Scheu vor dem Fremdartig-Neuen verloren haben und bereit sind, den übersetzerisch experimentierenden Eindeutschungsprozeß geistig aktiv mitzuvollziehen. Dem lediglich auf unmittelbar eingängige Lektüre bedachten Leser hingegen genügt voll auf die sogenannte freie Übersetzung. Was diese Übersetzungsart charakterisiert, ist sicherlich nicht schlechthin die Bequemlichkeit des Übersetzers. Im Gegenteil, sie entspringt, in den häufigsten Fällen wenigstens, einer Haltung ehrgeiziger Höflichkeit, die der Übersetzer sich auferlegt: er möchte nicht nur seine Muttersprache vor ungewohnten Verrenkungen bewahren, sondern er glaubt vor allem auch seinen Lesern keinerlei Anstrengung zumuten zu dürfen. Der »freie« Übersetzer will, mit einem Wort, seinem Publikum gefällig sein – wobei eine gewisse Rücksichtslosigkeit gegenüber dem mehr oder weniger spröden Original allerdings in Kauf genommen werden muß.

Daß er dabei gelegentlich zu weit geht, zeigt das Beispiel Benjamin Neukirchs. In der Vorrede zu seiner Vers-Übertragung von Fénelons »Télémaque« hofft er indessen – was seine Zeitgenossen anlangt, sicherlich nicht ohne Grund: man werde ihm seine »unterlaufende Freyheit zum Besten deuten«. Aber wie sieht diese Freiheit aus? »Meine Absicht ist gewesen,« erklärt er, »dem Leser allzeit deutlich zu bleiben, und ihn in beständiger Bewegung zu erhalten. Zu dem Ende habe ich die Französischen Perioden gar oft verkürzt, und aus einem zuweilen zwey, oder auch drey gemacht. Man wird es auch finden, daß sich unsre Sprache viel besser schickt, eine Sache kurtz und Helden-mäßig, als mit erbogter Künstlung auszudrücken. Inzwischen habe ich mir doch die Poetische Erlaubniß genommen, verschiedene Gedanken mit einzumischen, welche nicht in dem Texte stehen, aber doch mit der Materie selber verbindlich seyn.« (Q 18.) Macht auch Neukirch, der, wie übrigens Denis, originale Prosa in deutsche Verse überträgt, von seiner »poetischen Erlaubniß« gewiß einen allzu großzügigen Gebrauch, so bleibt doch für die Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts der Gewinn einer maßvoll freien Übersetzung weitgehend unbestritten. Dazu wiederum Johann Gottfried Gellius: »Der

vornehmste Umstand bey Übersetzungen ist dieser, ob ihr Verfasser ein geschickter Mann ist, oder nicht. Die Freyheit kann dem schlimmsten helfen, und die Sklaverey dem besten schaden. Bey genommner Freyheit werden die Schönheiten des guten Übersetzers häufiger seyn, man wird ihnen den Zwang weniger anmerken, sie werden auf ihrem natürlichen Boden erwachsen. Im Gegenfalle wird der beste Scribent unter ein fremdes Joch gedrückt, und ist oft nur ein Sklav, der seine Kette mit sich umherträgt. . . . Der Leser eines solchen Werks befindet sich gleichsam in einem öden Schlosse. In jedem Gemache hört er Geister mit Ketten rasseln. Er wird sobald als möglich aufspringen, und davon gehen.« (Q 73, S. 52f.)

Noch an anderer Stelle – und hier freilich, wie er selbst bemerkt, ein wenig im Widerspruch zu seinen sonst behaupteten »Grundsätzen der Gewissenhaftigkeit« – tritt Gellius für ein freies, dem zeitgenössischen deutschen Leser entgegenkommendes Übersetzen ein. Die an den Übersetzern immerzu herumrögelnden Kunstrichter, meint er, betrachteten die Sache »aus dem falschen Gesichtspunkte«: »Man hält den Zweck des Übersetzers bloß für einen historischen; er habe, glaubt man, nichts weiter thun, als einen berühmten Originalschriftsteller in seinem Werke abschildern wollen. Allein das ist ein Nebenzweck. Die Hauptabsicht bleibt wohl diese, seiner Nation ein gutes Buch zu liefern; ob es dem oder jenem zugeschrieben wird, das ist ein zufälliger Umstand. Wenn demnach einzelne Stellen, wenn ganze Blätter wegbleiben, so ist das oft ein entbehrlicher Verlust, oft sogar Nothwendigkeit. Es muß dem Urtheile eines Scribenten überlassen seyn, ob diese oder jene Züge sich für seine Landsleute schicken werden.« (Q 73, S. 50.) – Interessant, weil für den rationalistisch denkenden Menschen des 18. Jahrhunderts bezeichnend, ist hier die Gleichgültigkeit gegenüber dem historisch und national bedingten Charakter des jeweiligen Originals. Nicht nur als *quantité négligeable*, sondern nachgerade als in einer Übersetzung störend wird er denn auch von Dyk empfunden, der in seiner Vorrede zu der von ihm herausgegebenen Sammlung französischer Komödien »für die Deutschen« schreibt: »Wenn (außer Friedrich Wilhelm Gotter) noch etliche Autoren seines Gleichen sich zusammen vereinigten, und ihre Originale mit einem freyen Geist, und mit einer beständigen Rücksicht auf das Volk und das Theater, für das sie übersetzen, bearbeiteten, alles, was diesem nicht anpassend oder unverständlich ist, ausmerzten, deutschen Ton und deutsche Farbe, mit deutscher Sprache gäben; so würden selbst diese fremden Stücke den Werth eigener Originale gewinnen, und unsre Bühne bald, ungeachtet derselben, das Ansehen einer Nationalbühne bekommen.« (Q 66.) Mylius allerdings hat einen besonderen Grund, seine *Candide*-Übersetzung mundgerecht-deutsch zu servieren: »Voltär gab anfänglich unter der

Verkappung eines Teutschen, des Doktor Ralph, seinen Kandidate heraus, und eben hierdurch hat er mich berechtigt, hin und wieder ein Reischen einem Stamme einzuimpfen, der auf teutschem Grund und Boden gewachsen zu sein sich rühmte. Das heist, mit der bescheidensten Art unterweilen einen ganz kleinen Zug einzuweben, wodurch das Ganze mehr die Mine eines Nationalprodukts erhielt.« (Q 69, Vorrede der 1. Aufl.)

Aus all dem geht hervor, daß Übersetzer und Publikum des 18. Jahrhunderts das historische Kolorit eines Originals noch weitgehend als etwas Äußerliches betrachten, das in einer Übersetzung wiederzugeben um so weniger der Mühe verlohne, als es befremdlich wirken und den Zugang zum – wie man wohl meint – davon unabhängigen wesentlichen Gehalt eines Werks erschweren könne. Ähnliches gilt für die ebenfalls als äußerlich angesehene Versform, auch der durch ihre originalgemäße Beibehaltung erzielte Gewinn bleibt umstritten: die dadurch bedingte Einbuße an Natürlichkeit des deutschen Ausdrucks, heißt es vielfach, vermöge ihn nicht aufzuwiegen. Das ist, der Gottschedin zufolge, selbst die Meinung einiger Kunstrichter (Q 58, Th. 9). Die Frage, was vorteilhafter sei, eine Vers- oder eine Prosaübertragung, stellt sich vor allem hinsichtlich von Theaterstücken, die ja das Publikum unmittelbar ansprechen sollen. Der anonyme Übersetzer von Destouches' »sämtlichen theatralischen Werken« entscheidet sich für die Prosa, weil er glaubt, »daß sich der gröste Theil der Kenner der deutschen schönen Wissenschaften für das prosaische Lustspiel erklärt, und daß mich also der Geschmack selbst schon entschuldiget. Soll ich aber doch einen Grund angeben, warum ich mich für das Lustspiel in Prosa erkläre, so ist es nicht allein die größere Mühe, die der poetische Übersetzer hat, denn vielleicht würde ich auch diese Mühe überwunden haben, sondern weil ich glaube, daß die dialogischen Schönheiten bey einer Übersetzung in Versen nicht so vollkommen erhalten werden können, als bey einer Übersetzung in Prosa. Geschmack und Erfahrung werden für mich reden. Man vergleiche eine ungebundene Übersetzung eines Lustspiels, mit einer gebundenen, eben desselben Lustspiels, so wird man sehen, daß die ungebundene Übersetzung alles viel naifer ausdrückt, als die Übersetzung in Versen.« (Q 11.) Eschenburg hat in Versen nur Richard III. verdeutscht; für seine übrigen Shakespeare-Übersetzungen bedauert er zwar ein wenig den »Abgang des Sylbenmaßes« als gewissen Verlust – »Allein, das Mühsame einer solchen Übersetzung ungerechnet, so wird auch schwerlich der größere Verlust des Eigenthümlichen und Wörtlichen durch die Beybehaltung der äußeren Form hinreichend ersetzt.« (Q 55, Vorbericht zur 1. Aufl.) Schließlich wieder einmal Johann Arnold Ebert, die weithin anerkannte Autorität in allen Übersetzungsfragen. Gelegentlich der Verdeutschung von Glovers

»Leonidas«, seiner wohl frühesten Arbeit nach dem Englischen (1748), heißt es: »Ich halte es für eine Verwegenheit, daß ich ihn in Prosa übersetzt habe . . . Ich würde es aber für eine noch größere Verwegenheit halten, wenn man ihn in Verse übersetzen wollte.« (Q 28.) Also auch hier, unter Angabe der naheliegenden Gründe, wieder die Haltung eines Zwar-Aber. Später wird es ihm dann anscheinend zur Selbstverständlichkeit, englische Verse in deutscher Prosa wiederzugeben – aber »eine nachdrückliche, feurige, und doch zugleich harmonische Prosa« muß es sein (Q 70, Bd 2, Stück 1).

Nun, dieses Wettmachen originaler Vers-Poesie durch eine entsprechend poetisch zubereitete Prosa im Deutschen – ganz scheint dieser Kunstgriff Ebert bei der Übersetzung von Youngs »Night Thoughts« doch nicht gelungen zu sein. Der respektlose Gellius jedenfalls, der stets geneigt ist, den günstigen Gesamteindruck und die Lesbarkeit einer Übersetzung zum Maßstab für deren Beurteilung zu nehmen, kommt, indem er Eberts Prosa-Übersetzung mit der Vers-Übertragung eines anderen vergleicht, zu einem von dem allgemeinen Urteil der Kunstrichter abweichenden Ergebnis. »In der poetischen Übersetzung sind die Stellen, welche Kritik bedürfen, häufiger.« Das muß er zugeben. »Die prosaische ist weit richtiger, im ganzen betrachtet.« Aber –: »Dafür aber herrscht darinne ein fortgedehntes Einerley; der Sinn arbeitet sich nur schwerfällig durch; der eingeschobnen Flickwörter, die den Verstand deutlich machen sollen, und zugleich den Nachdruck lähmen, sind unzählige; das Gemälde ist . . . mit kleinen Staubflecken übersät; das Dialogische, Matte, Weitschweifige, läuft durch das ganze Werk fort, das Edle und Harmonische ist häufig verletzt, und gegen das Original gehalten, verliert sie unendlich.« (Q 73, S. 231 f.)

Wie weit Gellius mit seiner Kritik recht hat, mag dahingestellt bleiben. Fest steht jedoch, daß er hier einen wunden Punkt fast aller Prosa-Übersetzungen von Vers-Originalen berührt: das »Dialogische, Matte, Weitschweifige«, d. h. die künstlich aufgeputschte, zerdehnte Pseudo-Poesie, mit einem Wort, die ständig um Atem ringende, anödende Rhetorik, in die eine originär lyrische Sprache abzusinken droht, wenn sie ihrer ursprünglichen Versbindung und damit ihrer metrischen Energie beraubt wird. – Wie aber steht es mit den originalgemäßen Versübersetzungen – abgesehen von denjenigen, die Gellius gegen Ebert ins Feld geführt hat? Vorweg kann gesagt werden, daß der Übersetzer eine metrische Übereinstimmung mit den Originalversen nur in Ausnahmefällen anstrebt. Ebenso verhält es sich mit der Wahrung der Verszeileneinheit. Dem flüchtigen Blick zeigt das beispielsweise schon die zweisprachige Ausgabe des »Essay on Man« mit der Übersetzung von Kretsch: einem Original-Vers finden sich da oftmals zwei oder mehr deutsche Verse gegen-

übergestellt. Immerhin gibt es auch Übersetzer, die sich bemüht haben, Zeile für Zeile zu übertragen. Bernhold, dem Verdeutscher der »Sophonisba« des Nathaniel Lee, ist es, wie er in seiner Vorrede betont, »manchmal ganze Seiten lang« gelungen – »manchmal aber hat mich freylich der Reim, öfters aber die Englische Construction gezwungen, selbige zu versezen, einige Verse zusammen zu werfen, und daraus ein paar mehr oder weniger zu machen« (Q 34). Gegen Ende des Jahrhunderts, einhergehend mit der Entwicklung der deutschen Prosodie, nimmt dann auch die Bemühung um Versangemessenheit gegenüber dem Original zu. Bei Samuel Gottlieb Bürde etwa, dem Übersetzer des »Paradise lost«: er will, was seiner Vorrede zufolge schon der »selige Zachariä«, mit wenig Glück allerdings, versucht hatte, »sich nicht nur die Darstellung des Charakteristischen von Miltons Style zum vorzüglichsten Augenmerke machen, sondern auch alles aufbiethen, um in Absicht der Versifikation die Vortreflichkeit, durch welche sich das Original auszeichnet, nicht ganz verschwinden zu lassen.« Dabei kommen ihm angeblich »die Bereicherung und verfeinerte Ausbildung der Sprache, die genauere Bestimmung ihres prosodischen Theils und andre Fortschritte im Fache der Kritik und des Geschmacks« zur Hilfe (Q 43, S. VII f.). Soltau schließlich ist vollends optimistisch, indem er sich anschickt, Butlers »Hudibras« originalgemäß mit seinen Knittelversen zu verdeutschen. »Unser Knittelvers«, meint er, »ist dem Butlerschen fast in allen Stücken vollkkommen ähnlich. Er erlaubt uns dieselben Wortfügungen; denselben Gebrauch veralteter niedrigkomischer Wörter (quaint expressions); dieselben Noth- und Halbreime und andere Anomalien, die im Original häufig vorkommen. Kurz, wenn unsere Sprache nur noch ein wenig reicher an einsylbigen Wörtern wäre, so blieben dem deutschen Übersetzer fast gar keine Schwierigkeiten zu überwinden übrig.« (Q 5, S. VI.)

Gilt es in den Augen vieler Zeitgenossen schon für verwegen, fremdsprachige Verse auch im Deutschen metrisch wiederzugeben (wiewohl auch die prosaische Übertragung hier keineswegs der Problematik entbehrt), so ist es doch erst recht ein kühnes Unterfangen, wenn Prosa-Originale in der Übersetzung versifiziert erscheinen. Das Beispiel Benjamin Neukirchs, der Fénelons »Télémaque« in dieser Weise verdeutscht hat, wurde bereits erwähnt. Immerhin ist Neukirch, wie wir einem Widmungsschreiben an »Carl Wilhelm Friedrich, Marggrafen zu Brandenburg«, entnehmen, nicht selbst auf jenen absonderlichen Gedanken gekommen. Es handelt sich hier vielmehr um die Erfüllung eines wiederholten Verlangens seines Gönners, und der Übersetzer hat bloß »Dero Befehlen gehorsamet«. »Die Verse«, glaubt aber auch Neukirch, »haben, nach vieler Meynung, etwas besonders. Sie sind nicht allein zum Lesen; sondern auch zur Erinnerung sehr angenehm.« (Q 18.) Denis, der andere uns

bekanntere Vers-Übersetzer originaler Prosa, ist sich der Ungewöhnlichkeit seines Verfahrens wie auch der Voreingenommenheit des Publikums diesem gegenüber durchaus bewußt. »Aber«, wendet er ein, »ich will jedes härtere Urtheil nur so lange verbitten, bis man untersucht hat, ob Ossianen durch meine Versification Zwang geschehen sey. Ich habe den Hexameter der Griechen gewählt. Kein Sylbenmaaß schien mir meinem Gegenstande angemessener.« (Q 37, Bd 1.) Nun, Denis ist es dann in der Tat gelungen, das Publikum weitgehend zu überzeugen, und zwar in einem Maße, daß der spätere Übersetzer Harold sich gehalten sieht, umständlich zu begründen, weshalb für den deutschen Ossian doch die Prosa vorzuziehen sei (vgl. Q 39, Vorbericht). –

Abschließend noch einige Bemerkungen zum bedenklichsten Punkt der im 18. Jahrhundert ausgeübten Übersetzungspraxis: zum Übersetzen nach Übersetzungen. In unserem Zusammenhang handelt es sich dabei vornehmlich um die Verdeutschung englischer Werke auf der Grundlage nicht des Originaltextes, sondern einer bereits vorhandenen französischen Übersetzung. Die äußeren Gründe für dieses Verfahren, das zweifellos in vielen Fällen stillschweigend auch da praktiziert wurde, wo Titelblätter oder Vorreden nichts darauf Bezügliches vermerken, erklären zugleich die Tatsache, daß ein Übersetzen französischer Bücher über das Englische ins Deutsche so gut wie gar nicht vorkommt. Einmal ist, wie dies ja auch Nicolai bestätigt, eine gründliche Kenntnis der englischen Sprache unter den Übersetzern der Zeit noch vergleichsweise selten; neben denen, die überhaupt des Englischen nicht mächtig sind, gibt es zweifellos eine Menge Übersetzer, die nach dem Französischen zu übersetzen deshalb vorziehen, weil es ihnen leichter von der Hand geht. Zum anderen ist da – wir hörten es von der Gottschedin – das Problem der Textbeschaffung: im Gegensatz zu französischen Büchern, die nicht nur nicht eigens stückweise aus Frankreich bestellt werden müssen, sondern selbst einen erheblichen Anteil des deutschen Buchmarktes ausmachen, ist das original englische Buch in Deutschland noch immer eine Rarität.

Von Frankreich aber wird der deutsche Buchmarkt beliefert auch mit den bekanntermaßen oft fragwürdigen französischen Übersetzungen aus dem Englischen. Nicht selten finden sie ein lebhaftes Interesse beim deutschen Publikum – und dieser Erfolg veranlaßt dann früher oder später einen deutschen Verleger, das Produkt französischer Übersetzungskunst wiederum weiter ins Deutsche übersetzen zu lassen, damit auch die des Französischen unkundigen deutschen Leser nicht zu kurz kommen. So etwa hat man sich die Vorgeschichte einer englisch-französisch-deutschen Übersetzung vorzustellen. – Aber lassen wir einmal einen solchen Verleger zu Wort kommen. Johann Heinrich Rüdiger in

Danzig bringt 1745 Fieldings »Adventures of Joseph Andrews« heraus und bemerkt dazu in seinem Vorbericht: »Geneigter Leser, Ich liefere dir hiermit zu deiner Gemüths-ergetzung die Begebenheiten des Joseph Andrews ... in einem deutschen Kleide. Sie haben im Englischen so viel Beyfall gefunden, daß auch eine vornehme Dame in England die Zeit nicht für verlohren gehalten, die Sie auf derselben Übersetzung in die französische Sprache verwendet hat. ... (Diese Dame hat) angezeigt, daß sie einige Stellen ausgelassen, und andre in der Vorrede des Verfassers, zu bessern Verstande, verbessert und deutlicher gemacht hat. Der Herr Übersetzer und ich, wollen es nicht wie manche machen, die ihre Übersetzungen, die sie nach dem Französischen gemacht, für solche ausgeben, dabey sie den englischen Text zum Grunde gelegt hätten, und also billig den Namen gerühmter englischer Übersetzer aus dem Französischen verdienen; sondern wir wollen die Offenherzigkeit der englischen Dame nachahmen, und öffentlich bekennen, daß wir bloß ihre französische Übersetzung zum Grunde der unsrigen gelegt haben. Nichts destoweniger schmeicheln wir uns, daß sie eben so viel Beyfall, als wenn sie selbst nach dem englischen Grundtexte gemacht worden, finden, und der Leser die Auslassung einiger wenig angenehmen Stellen nicht betauern soll« (Q 21). Soweit der Verleger Rüdiger – und seine umständliche Offenherzigkeit in Ehren! Im Grunde freilich – man spürt nur zu gut, wie sehr er sich der Fragwürdigkeit solcher Übersetzungen bewußt ist – geht es ihm nur darum, die immer auf der Lauer liegenden Kunstrichter zu entwaffnen. Forscher tritt da schon der Übersetzer von Paltocks »Peter Wilkins«

(Zachariä?) auf, indem er schlechtweg bekennt: »Man hat das Englische Original nicht gekannt, sondern die Übersetzung ist auf eine sehr freye Art aus dem Französischen gemacht worden« – mit dem Ergebnis, daß aus drei französischen Teilen zwei Teile im Deutschen entstanden (Q 44).

Daß der Übersetzer eines im Original spanischen Werks, zumal wenn es sich um einen so schwierigen manieristischen Autor handelt wie Gracián, den bequemen Umweg über das Französische einschlägt, ist schon nicht mehr verwunderlich. Der dafür angegebene Grund – »weil die Französische Übersetzung mehr Deutlichkeit und Ordnung als das Spanische Original hat« (Q 30, Vorbericht) – bleibt indessen bemerkenswert. Der Bibliothekar Gottschling, der ebenfalls ein Buch des Spaniers Gracián über das Französische verdeutsch hat, behauptet, ein Original-Exemplar immerhin zur Hand gehabt zu haben: »Ob ich nun gleich also meine Arbeit nicht für eine Übersetzung nach dem Grund-Text ausbe: so will ich dennoch hoffen, es werde die Meynung unseres Auctoris allenthalben recht ausgedrucket worden seyn; zumahl da ich hin und wieder auch das Spanische Exemplar zu rathe gezogen habe.« (Q 29, Vorrede, § VI.) Wahrlich ein frommer Wunsch in Anbetracht dieses »Hin und Wieder«! – Wie sagte doch jener im Literaturbetrieb der Zeit alt und erfahren gewordene Magister, dem Nicolai im »Sebaldus Nothanker« seine Stimme lieh: »Einen Übersetzer aus dem Spanischen aber findet man fast gar nicht. Daher kömmt es auch, daß zuweilen Leute aus dieser Sprache übersetzen, wenn sie sie gleich nicht verstehen.« (Q 74, S. 99.)

III. Gepflogenheiten der Übersetzungspraxis

Nach all unseren bisherigen Beobachtungen an deutschen Übersetzungen des 18. Jahrhunderts wissen wir dies: die Übersetzer haben sich fast nie gänzlich darauf beschränkt, einfach nur zu übersetzen, was da im vorliegenden Original geschrieben steht, um im übrigen den Text unangetastet zu lassen. Sie haben vielmehr – und erachten dies weitgehend für ein nicht nur zulässiges, sondern auch notwendiges Verfahren – verändernd in den Text eingegriffen. Der dafür angegebenen Gründe gibt es verschiedene: sie wollen damit dem Geschmack ihrer Leser entgegenkommen; sie finden gewisse Stellen des Originals schlechthin unübersetzbar; oder, auch das ist bemerkenswert oft der Fall, sie vermeinen, das Original bedürfe hier und da einer »Verbesserung«. Inkonsequenterweise halten die meisten so verfahrenen Übersetzer gleichwohl an dem Bekenntnis zur grundsätz-

lichen Originaltreue fest. Mit einem Wort, Theorie und Praxis klaffen seltsam auseinander. Man wird also den Begriff der Originaltreue wie er damals verstanden wurde, nicht zu eng fassen dürfen.

In der Praxis scheint selbst der gefürchtet strenge Friedrich Nicolai es nicht so genau genommen zu haben. In seiner Vorrede jedenfalls zu dem von ihm, als Verleger, herausgebrachten deutschen »John Buncl« des Engländers Amory schreibt er: »Was die Übersetzung anbetrifft, so glaubt der Übersetzer, den Sinn des Originals bis auf einige gefissentliche Änderungen oder Milderungen einiger zu harten und anstößigen Äußerungen des Verfassers, und Weglassung mancher ganz unnöthigen Wiederholungen, richtig und getreu dargestellt zu haben.« Und überdies Bedenken, daß des Guten damit im Grunde noch längst nicht

genug getan sei (Q 1). – Noch mehr geändert und ausgelassen, als er es bereits getan, hätte gern auch Meißner in seinem »Destouches für Deutsche« – »wenn mich nicht gewisse Grundsätze einer Übersetzung und Umarbeitung ... abgehalten hätten« (Q 12, Anhang, S. 336). Ein ungenannter Übersetzer von Corneilles Tragödie »Rodogune« findet, er sei »zu aufrichtig«: es würde ja doch »niemand den mühsamen Versuch machen, gegenwärtige Übersetzung und das Original gegen einander zu halten.« Trotzdem: »Ich gestehe, daß in gegenwärtiger Übersetzung verschiedene Stellen des Originals verändert oder wohl gar weggelassen sind.« (Q 9.) Derartige Manipulationen sind bei Gottsched, dem Tugendwächter der damaligen Übersetzer-gilde, freilich nicht üblich. Indessen hat auch er, gelegentlich seiner Übersetzung von Fontenelles »Entretiens sur la pluralité des mondes«, eine kleine Änderung gegenüber dem Original vorgenommen: »Der Herr Verfasser hatte seine Unterredungen mit der Marquisinn in eine zusammenhängende Erzählung verwandelt; und sich dadurch genöthiget gesehen, alle Augenblicke zu sagen: erwiderte die Marquisinn, versetzte ich, antwortete die Marquisinn, versicherte ich dieselbe, u. d. m. Wäre dieses nicht vielen vernünftigen Lesern, die es mir selbst entdeckt, verdrüßlich gefallen; und verlöhre irgend die ganze Unterredung, durch die Auslassung so ekelhafter Wiederholungen, das allergeringste: so würde ich sie unverändert gelassen haben, wie sie in den ersten Auflagen gestanden. Allein meines Erachtens wird die itzige Einrichtung, dem Leser diesen Überdruß ersparen: und die Gespräche selbst, werden durch die Abrückung aller Antworten, und Vorsetzung der Namen, keine geringe Deutlichkeit und Anmuth gewonnen haben.« (Q 24, Vorrede von 1751.) Man muß zugeben, daß die von Gottsched für seinen Eingriff angeführten Gründe einiges für sich haben. Ob es jedoch vertretbar ist, einen Dichter wie Shakespeare zu beschneiden? Nun, Eschenburg wurde, indem er es gelegentlich tat, immerhin nicht durch geschmäckerliche Willkür oder Laune, sondern durch die Not, die man ihm gut nachfühlen kann, dazu verleitet. »Was sich also nur immer in unsre Sprache übertragen ließ,« heißt es in seinem Vorbericht zur ersten Auflage, »ist nun da; was noch weggeblieben ist, sind nur wenige einzelne Stellen, nur solche, die durchaus nicht anders, als Englisch, konnten ausgedruckt werden« (Q 55).

Alles in allem ist die Weglassung vermeintlich entbehrlicher Stellen bei den Übersetzern des 18. Jahrhunderts eine weitverbreitete Gepflogenheit. Betroffen wird davon zunächst vieles, das im Original anstößig erscheint – die Darstellung eines Menschenopfers etwa: dem Übersetzer der »Sophonisba« des Nathaniel Lee zufolge können die betreffenden »drey Blätter« gut wegbleiben, »ohne daß man irgends eine Lücke mercke« (Q 34). Offenbar anderer Natur

ist die Anstößigkeit von Smolletts »Roderick Random«. »Er ist«, findet sein Übersetzer, »gar zu offenherzig, ohne Noth gewisse Ausschweifungen zu gestehen, welche jedermann, der seine Gemüthsart und Temperament eingesehen hat, überhaupt leicht von ihm muthmassen kan, niemand aber von ihm insbesondere zu wissen verlangt. Dieses scheint ihm bei den Engelländern nicht geschadet zu haben... Allein da er sich jetzt den Teutschen bekant machen soll, so haben wir mit ihm als mit einem Freunde gehandelt, der in ein Land kömt, wo er die Denckungsart der Einwohner nicht hinlänglich kennet, und also eine Menge von Erinnerungen nöhtig hat, wenn er sich gehörig aufführen und keine Schande einlegen will. Roderich ist also unter meiner Anleitung in allen seinen Reden und Erzählungen gesittet, zurückhaltend und bedächtlich geworden.« (Q 56, Vorrede des Übersetzers.)

Weniger noch als die Ausschweifungen, die ein Original-Autor oder der von ihm geschaffene Held sich unter Umständen leistet, finden dessen gelegentliche Abschweifungen Gnade vor unseren deutschen Übersetzern. Ist es doch höchstes Gebot vieler um die Gunst des Publikums bemühter Verdeutscher, dieses nicht zu langweilen oder mit Dingen zu behelligen, die sie, als Deutsche, nicht ansprechen. Und so erfordert denn manche Verdeutschung »ansehnliche Verkürzungen, wenn man anders den Leser nicht gar zu sehr ermüden wollte« (vgl. Q 44). Aber nicht nur bei Romanen, wie Paltocks »Peter Wilkins«, erscheint dies angebracht, sondern auch philosophische Schriften, Lockes »Essay concerning human understanding« etwa, werden, im Sinne einer Bereinigung von allem Weitschweifigen und Überflüssigen, großzügig beschnitten (vgl. Q 35, S. XIII f.). Der Ausländer nationale Privatangelegenheiten schließlich interessieren, wenn wir manchen Übersetzern glauben wollen, den deutschen Leser schon gar nicht. Hat zum Beispiel Houdar de La Motte »unterschiedene Fabeln an hohe und vornehme Personen von seiner Nation gerichtet, und besondere Arten der Anreden beygefüget«, so kann Glafey in seiner Übersetzung der »Fables nouvelles« diese Stücke einfach übergehen: »weil man an diejenigen nicht schreibt, an die er (La Motte) geschrieben, auch diese Umschweiffe oftmahls die Annehmlichkeit etwas zu verhindern scheinen. Der gütige Leser wird also nur allein dasjenige, worinnen eigentlich die Sittenlehre enthalten ist, allhier übersetzt finden.« (Q 33, Von dem Gebrauch der Fabeln.)

Also, kurzum: die Bereitschaft zur Weglassung »entbehrlicher« Stellen ist bei unseren Übersetzern überaus groß. Eine trefflich charakterisierende Erklärung solchen Verhaltens gibt wieder einmal der Praktiker Gellius. Er führt eine Stelle aus Rousseaus »Nouvelle Héloïse« an, wo der immer digressionsfreudige Autor sich polemisch zu einer sehr speziellen Frage französischer Musikgeschichte äußert. »Jene

Stelle«, bemerkt Gellius, »nutzt keinem Deutschen. Ich selbst verstand sie nicht, und mußte sie nur gewagt ausdrücken. Um sie zu berichtigen, sollte ich wohl mit einem Rousseau oder Rameau in Briefwechsel treten? Nicht wahr, meine Herren Kunstrichter? ›Freilich, würden sie mit gerunzelter Stirn antworten; denn alles muß seyn comme il faut.‹ Und wenn ich nun das thäte, was wäre die Folge davon? Diese, daß der Leser nach wie vor ein paar Blätter überschläge, die er nicht versteht.« (Q 73, S. 21f.) Ergo: das Vernünftigste sowohl in Rücksicht auf den Leser als auch auf den Übersetzer selbst (nicht freilich auf den Kunstrichter) ist immer noch, daß man in der Übersetzung derartige Stellen kurzerhand wegläßt – wie denn auch Gellius gleichsam noch nachträglich bedauert, es im erwähnten Falle nicht getan zu haben.

Liegt die Erklärung für das, was einen Übersetzer veranlaßt, Abänderungen gegenüber seiner Original-Vorlage vorzunehmen, vielfach in seiner Konzessionsbereitschaft oder in dem Streben nach rationeller Vereinfachung begründet, so ist doch, wie verschiedene der angeführten Beispiele gezeigt haben, nicht zu verkennen, daß gelegentlich auch der Ehrgeiz, es besser zu machen als der Original-Autor, dabei eine Rolle spielt. Sein Original zu übertreffen dachte zweifellos Benjamin Neukirch mit seiner Versübertragung der ursprünglichen Prosa Fénelons. Und Gellius hat ja, wie er seinen Kritikern gegenüber sich rühmt, bei seinen Übersetzungen mindestens stellenweise »Schönheiten eingestreut«, »von denen das Original nicht wußte« (Q 73, S. 172). Das ist freilich nicht ganz im Sinne der von den Kunstrichtern vertretenen Übersetzermoral gehandelt. Die Verleger aber denken anscheinend anders darüber; ihnen, denen die Verkäuflichkeit und insofern schon die stilistische Glätte und Lesbarkeit eines Buches am Herzen liegt, kann solche Stilüberbietung nur recht sein. Sie sind es denn auch, die in ihren Vorreden gern darauf hinweisen (vgl. Q 1, 18, 21). Doch nicht nur das – es kommt vor, daß ein Übersetzer, der sich auch hinsichtlich des Stils gewissenhaft an seine Vorlage gehalten hat, nämlich der gerade um diese Zeit (1754) verstorbene Christlob Mylius, im Vorbericht des Verlegers zum »verbesserten und vermehrten Abdruck« seiner Übersetzung indirekt eine entsprechende Rüge erteilt bekommt: »Dem Hrn. Hogarth war es nicht zu verdenken, daß er, als ein Mahler, die Feder weniger geschickt zu führen wußte, als den Pinsel; daß er sich oft in dem Ausdrücke verwirrte; daß er die Worte, weil er ihre wahre Kraft nicht kannte, unnötig häufte, und die Perioden so unordentlich untereinander laufen ließ, als ordentlich seine Begriff aufeinander folgten. Allein« – und jetzt kommts – »dem Hrn. Mylius muß man es beynahe ein wenig verargen, wenn er ein Wort für das andre genommen, oder durch die allzuofte Wiederholung eben desselben Worts,

den Leser wegen des Verstandes in Zweifel gelassen hat, der ihm selbst, in Betrachtung der authentischen Erklärungen des Verfassers, nicht zweifelhaft seyn konnte.« (Q 32.) Was der Verleger hier für wünschenswert erachtet, ist nicht mehr und nicht weniger als eine Übersetzung, in der alle im Original enthaltenen Unklarheiten und zudem all dessen stilistische Unebenheiten restlos beseitigt sind.

Handelte es sich bei unserer Untersuchung um eine philologische Arbeit, würde es spätestens jetzt an der Zeit sein, die in den Vorreden vorgetragenen Behauptungen und Erklärungen an Hand der entsprechenden Übersetzungstexte sowie der ihnen zugrunde liegenden Originale auf ihre Bestätigung hin zu prüfen. Indem wir jedoch nicht die effektive Leistung der deutschen Übersetzer des 18. Jahrhunderts in ihrer literarischen Bedeutsamkeit, sondern bloß einen bestimmten Bereich der damaligen Buchproduktion, hinsichtlich der darin angewandten Praktiken und Zielsetzungen, in einigen wichtigen Punkten aufzuhellen uns vorgenommen haben, genügt es durchaus, wenn wir uns auf den nicht immanenten Teil der Bücher, d. h. auf die Präliminarien der Übersetzer, Herausgeber und Verleger, beschränken. Kommt doch in ihnen, und nur in ihnen gerade das zur Sprache, worum es uns geht.

Zum nicht immanenten Teil eines übersetzten Buches gehören aber auch die vom Übersetzer hinzugefügten Anmerkungen. – »Mit Mythologisch-Geographisch-Historisch- und Moralischen Anmerkungen erläutert«: unverkennbar barock – und so steht es noch im Titel von Benjamin Neukirchs deutschem Vers-Telemach nach Fénelon (Q 18). Bei späteren Übersetzungsausgaben heißt es dann schlicht etwa: »Mit historischen Anmerkungen ... versehen« (Q 4). Nun, was uns hier interessiert, ist weniger die jeweilige Formulierung des Beigabenvermerks auf dem Titelblatt als Charakter, Herkunft und Zweck der Anmerkungen selbst, wie sie für gewöhnlich in den Vorreden angegeben werden. – Der Anmerkungen bedarf natürlich ein für das Publikum des 18. Jahrhunderts noch so barbarisch-fremdartig anmutender Autor wie Shakespeare. Dazu Eschenburg: »Zur Erläuterung sehr vieler Stellen des Dichters, die oft selbst für Engländer dunkel sind, und folglich für Deutsche es doppelt seyn müssen, fand ich den Zusatz erklärender Anmerkungen, aber auch dabey eine gewisse zweckmäßige Kürze und Auswahl, nothwendig. In dieser Absicht zog ich die besten Ausleger und Erklärer Shakespears zu Rathe, und sammelte aus denselben die wichtigsten Anmerkungen, denen ich selbst einige wenige beygefügt habe.« (Q 55, Vorbericht zur 1. Aufl.) Keineswegs auf Verständnishilfen verzichten zu können, glaubt auch Friedrich Nicolai, zumal er ja den von ihm herausgegebenen deutschen »John Buncler« gehörig hatte beschneiden lassen. »Der Gelehrte,« heißt es in seiner Vorrede, »der es übernommen hat, das Werk ... mit einigen zur

Sache gehörigen kurzen Anmerkungen und ausführlichen Zusätzen zu versehen, hoffet hiebey, ... die Leser, da, wo sie Erläuterungen und Berichtigungen erwarten konnten, nicht ohne alle Anleitung zur richtigern Einsicht und Beurtheilung einiger vom Verfasser berührten wichtigen Materien gelassen zu haben, ohne sie mit unbedeutenden Anmerkungen und ganz unerheblichen und leeren Abhandlungen zu ermüden.« (Q 1.) Es gibt also zweierlei Anmerkungen, unerheblich-überflüssige und nützlich-nötige, die sich vor jenen durch prägnante Kürze und Sachlichkeit auszeichnen sollen. Ein Übersetzer, der sich dieser letzteren befeißigt, denkt dabei, wenn er sich sein Publikum vorstellt, weniger an Gelehrte (deren einer er selbst zu sein beweisen wollte) als an die bildungsfreudigen »Frauenzimmer«. Samuel Gottlieb Bürde, der Übersetzer von Miltons »Paradise lost«, gedenkt ihrer besonders freundlich: »Bei den hic und da dem Texte untergesetzten Anmerkungen, ist die Absicht bloß gewesen, den Dichter, da wo er den Reichthum seiner Gelehrsamkeit schau stellt, solchen Lesern und besonders Leserinnen verständlich zu machen, die, ohne mit eigentlich gelehrten Kenntnissen versehen zu seyn, dennoch, sobald es auf richtigen Geschmack und feine Empfindung ankommt, ein unstreitiges Recht haben, ihre Stimme zum allgemeinen Urtheil mit zu geben.« (Q 43, S. IXf.)

Schließlich unterscheiden sich die Übersetzer darin, ob sie ihre Anmerkungen selber verfassen oder sie einfach aus den früheren Übersetzungsausgaben ihrer Vorgänger oder anderen Quellen übernehmen, wie es, dies letztere, ja auch Eschenburg tat. Entsprechend gesteht ein anonymes Übersetzer von Swifts »Tale of a tub«, er habe die »Erklärungen, welche hinzu gekommen sind, ... zum Theil von der Französischen Edition, zum Theil von dem Schlüssel, welcher in wenigen Bogen in Englischer Sprache heraus gekommen, entlehnet« (Q 63). Und ähnlich verfahren ist der Tatler-Übersetzer Tietze; auch er hat seinen Text um die Anmerkungen eines französischen Kollegen bereichert – zu dessen Übersetzung ihm gleichwohl beim besten Willen nichts Gutes zu sagen einfällt (Q 65). In Denis' deutscher Ossian-Ausgabe haben wir es gar mit Anmerkungen dreierlei Provenienz zu tun: »Den Anmerkungen des englischen Übersetzers (Macpherson) habe ich auch jene des italienischen (Cesarotti) beygefüget, und die ersten mit Mac., die zweyten Ces. bezeichnet. Die wenigen unbezeichneten Zusätze sind von mir.« (Q 37, Bd 1.)

Der »große Gottsched« endlich (seine Zeitgenossen pflagten ihn, mehr oder weniger ironisch, so zu nennen) scheut sich offenbar, für einen Pedanten gehalten zu werden – und doch kann er es sich, bei aller affektierten Bescheidenheit, nicht verkneifen, mit seiner immensen Gelehrsamkeit zu prunken. »Meine Anmerkungen betreffend«, schreibt er in seiner Vorrede zur ersten Ausgabe der von ihm übersetzten

»Entretiens« des Fontenelle, »so weis ich nicht, ob sie vielen gefallen werden. Eben deswegen bin ich so sparsam damit umgegangen; da sich sonst in einer so reichen Materie, gar leicht doppelt so viel hätten machen lassen. Ich hatte theils in Hugens Kosmotheros, theils in andern Büchern von dieser Materie, verschiedenes gefunden, welches zur ferneren Erläuterung und Bestätigung dessen, was Herr Fontenelle geschrieben, dienlich zu seyn schien: und dieses habe ich so gut und so kurz, als es mir möglich gewesen, mitgetheilet. Ist nun etwas lesenswürdiges darinnen anzutreffen: so verdanke man es denen, aus deren Schriften ich es entlehnet habe. Ist bisweilen etwas schlechtes mit untergelaufen; so ist es meiner geringen Beurtheilungskraft, die in der Wahl gefehlet, beyzumessen. Ist endlich dasjenige, was ich von dem meinigen hinzugesetzt, nicht so sinnreich, als der Text selbst: wohl! auch das gebe ich zu. Habe ich mich doch noch niemals für einen Fontenelle ausgegeben!« (Q 24, S. 47.) Hier liegt es nun nahe, dem Hecht im Karpfenteich der Übersetzer, unserem Lästler Gellius, das Wort zu erteilen. Freilich meint er, im folgenden, nicht Gottsched, sondern Ebert, den Young-Übersetzer: »Der Verfasser besann sich, als ein ächter Deutscher, daß seiner Übersetzung, ihrer Vollkommenheit ungeachtet, noch etwas wesentliches mangelte – Noten. Er war daher bestens bedacht, den Fehler zu ersetzen, und schüttete seinen ganzen Schatz von Belesenheit aus. Dichter, Prediger, Philosophen, Griechen und Lateiner, alles wird aufgeboten, wo sich nur ein ähnlicher Ausdruck oder Gedanke erhaschen läßt.« (Q 73, S. 235f.)

Nicht nur Gellius – der Mißbrauch der Anmerkungen, eine Manie geradezu bei den deutschen Übersetzern des 18. Jahrhunderts, ist noch anderen, auch Übersetzern, zum Ärgernis geworden. Gleichwohl scheint der Usus, eine Übersetzung reichlich mit Anmerkungen auszustaffieren, doch so verbreitet gewesen zu sein, daß viele Übersetzer, die davon absehen oder diesbezüglich wenigstens Zurückhaltung üben, vor dem Leser deswegen umständliche Erklärungen abgeben zu müssen glauben. Und das tut selbst der von Gellius vielleicht zu unrecht geschmähte Johann Arnold Ebert. Hat er doch, seiner Meinung nach, alle unnötigen Anmerkungen »mit Fleiß vermieden, weil sie die Aufmerksamkeit oft stören und zerstreuen, anstatt ihr zu helfen«. »Für die Unverständigen und Unachtsamen aber«, heißt es weiter, »kann man nicht Anmerkungen genug machen. Für diese hat der Autor nicht geschrieben; für diese habe ich nicht übersetzt.« (Q 70, Bd 2, Stück 1.) In diesem Sinne entschuldigt sich auch Gottschling, der Gracián-Übersetzer; nur war bei ihm der Grund, weshalb er von seinem ursprünglichen Plan, »kurtze Anmerkungen, sowohl aus der Moral, als aus der Historie, hinzu zu setzen«, abstand, ein anderer, nämlich die herannahende »Zeit meines Abzuges von hier (Halle) nach Brandenburg« (Q 29, Vorrede, § IX).

Endlich solche Übersetzer, die die Anmerkungsmanie zu Späßen verleitet. So ein ungenannter Verdeutscher der »Bagatelles morales« von Coyer – nicht nur seine Berufsgenossen, sondern auch die Verleger bekommen seine Ironie zu spüren: »Anfänglich hatten wir in Willens, selbigen (Brief) mit Noten heraus zu geben. Und da der Übersetzer« – er spricht von sich selbst – »ein sehr belesener Mann ist, so hätte es leicht geschehen können, daß ein Folioband draus geworden wäre. Der Verleger wünschte es, weil er glaubte, man werde es desto eher für ein deutsches Original halten, da ein gelehrter Deutscher nicht leicht eher aufhört, zu schreiben, als bis er zehn Alphabet voll allegirt hat. Wir haben uns aber anders entschlossen, und sind so ehrgeizig, verschiedenen der neuesten französischen Schriftsteller nachzuzahlen, welche kurz schreiben und wenig denken.« (Q 10, Vorbericht zum »Schreiben an eine englische Dame«, S. 152 f.) – Hierzu nicht auch noch Johann Joachim Christoph Bode mit seinem »Nothdürftigen Vorbringen« anlässlich der Herausgabe seines deutschen »Tristram Shandy« zu zitieren, wäre ein Versäumnis. Also denn Bode: »Anmerkungen hab' ich freylich für nöthig gehalten, ohne dem Scharfsinn meiner Leser zu nahe zu treten. Allein, sie unter den Text zu setzen, dazu konnt' ich mich, aus Hochachtung für den Text – Ja wirklich aus Hochachtung! – und aus väterlicher Liebe für meine Anmerkungen, nicht entschließen. Sie liegen also, so viel ihrer sind, noch im Pulte, und könnten auf entscheidende Winke, wohl gewaschen und gekämmt werden, und so unter dem beliebten Namen eines »Real- und Verballexicons über Tristram Schandi's Leben und Meinungen«, erscheinen. Sonst kann auch bey den Worten, welche ... nicht, oder nicht allenthalben bekannt genug seyn möchten, Frisch Teutsch-lateinisches Wörterbuch dem Leser gute Dienste leisten« (Q 59). – Soviel über die deutschen Übersetzer als Verfasser von Anmerkungen.

Die aus dem prunksüchtigen Barock vererbte fatale Neigung zur gelehrten Pedanterie auszurotten, kostet also, wie wir sehen, eine nicht geringe Anstrengung. Was hier am ehesten noch helfen kann, ist die Orientierung an der »leichtfertigen« Urbanität der Franzosen. Doch die an diesen beneidete Eleganz erreicht man freilich nicht von heute auf morgen – ja, als kompromißlos gewissenhafter Übersetzer erreicht man sie eigentlich nie. So kann noch gegen Ende des Jahrhunderts der Milton-Übersetzer Bürde sich »nicht mit der Hoffnung trösten ..., durch alle Anstrengung dem Leser einiges Vergnügen zu gewähren«, er muß vielmehr befürchten, »durch den widrigen Geruch der Lampe zu beleidigen« (Q 43, S. V). Angesichts dieser Lage sind die ironisch-parodistischen Spielereien der Übersetzer, wie wir deren einige bereits vorgeführt haben, von besonderem Reiz. Dazu nun noch ein weiteres, einmalig kuriozes Beispiel. Es handelt sich um die wohl erste deutsche Überset-

zung von Voltaires »Candide«, die sich identisch weder bei Fromm noch bei H. A. Korff, in dessen Buch über »Voltaire im literarischen Deutschland des 18. Jahrhunderts« (Heidelberg 1917), verzeichnet findet.

Voltaires berühmte Satire auf die wirklichkeitsblinden Anhänger der von Christian Wolff verwässerten Leibnizschen Lehre einer prästabilierten Harmonie war 1759 zunächst anonym unter dem Titel »Candide, ou l'Optimisme. Traduit de l'allemand. De Mr. le Docteur Ralph« erschienen, also angeblich als eine Übersetzung aus dem Deutschen, als deren – bezeichnenderweise – deutscher Verfasser ein fingierter Dr. Ralph genannt wird. Der vollständige Titel der drei Jahre später, 1762, herausgekommenen deutschen Übersetzung dieser angeblich aus dem Deutschen übersetzten französischen Schrift lautet folgendermaßen: »Die beste Welt. Eine Theologische, Philosophische, Praktische Abhandlung aus dem Spanischen Grundtext des Don Ranudo Maria Elisabeth Francisco Carlos Immanuel de Colibradoz, Beysitzer der heiligen Inquisition, übersetzt; und mit einer Vorrede, auch Zuschrift und Register begleitet von Johann Albrecht Ralph, der beyden Rechte Doctor und öffentlichen Lehrer zu W***.« (Q 68.) – Hier gibt es nun freilich nichts, das nicht sonderbar wäre. Daß, stilistisch betrachtet, der Titel eine Parodie, wiewohl nicht einmal eine sonderlich übertreibende, der im barocken Deutschland üblichen Buchaufmachung darstellt, erübrigt sich fast zu sagen. Bemerkenswert ist dann aber schon, daß Voltaire als Verfasser der Schrift nicht erwähnt wird. Nun, könnte man einwenden, das ist ja auch bei der Vorlage nicht der Fall. Richtig, aber da gibt es eines zu bedenken: der Name wohl keines anderen Autors dürfte in jenen Jahren, auch in Deutschland, beim Leserpublikum ein leidenschaftlicheres Interesse zu erregen geeignet gewesen sein als der Voltaires, und deshalb würde der Übersetzer, trotz seiner offensichtlichen Freude an der Mystifikation, es kaum gewagt haben, ihn zu unterschlagen, wenn – ja wenn er gewußt hätte, was die gewitzigten Franzosen alsbald errieten: dieser Candide stammt aus der Feder Voltaires. Unser Übersetzer hat es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gewußt. Immerhin verdanken wir dieser Unwissenheit die Erfindung jenes spanischen Jesuiten (der als solcher, im Hinblick auf den Charakter des Werks, schon eine Pikanterie darstellt) mit dem endlosen Namen, dessen erster Bestandteil, Ranudo, übrigens rückläufig als *O du Nar(r)* zu lesen ist. Daß dieser Don Ranudo hier als Original-Verfasser auftritt, scheint indessen auf ein Mißverständnis zurückzugehen. Voltaire will nämlich seinen Docteur Ralph als Verfasser verstanden wissen (man beachte den Punkt hinter »Traduit de l'allemand.«!), und nicht als Übersetzer; dieser bleibt bei Voltaire überhaupt ungenannt. Dies (wie auch, daß, wenn dem nicht so wäre, es im Französischen hätte heißen müssen: »Traduit de l'allemand par Mr. le Doc-

teur Ralph») scheint unser Verdeutscher übersehen zu haben, indem er sich, unter Zusetzung der Vornamen »Johann Albrecht«, mit jenem als Übersetzer identifizierte. Wieso aber, muß man fragen, jetzt auf einmal nicht mehr bloß Ralph, sondern Johann Albrecht Ralph? Der Verdacht, die beigefügten Vornamen könnten etwas mit dem wirklichen Namen des deutschen Übersetzers zu tun haben, drängt sich auf. Und siehe da, bei Fromm findet sich unter Nr. 26940 eine Übersetzung mit dem abweichend lautenden Titel »Candide, oder die beste Welt« verzeichnet, als deren Übersetzer er einen Johann Albrecht Philippi ermittelte. Während unsere Ausgabe weder Erscheinungsort noch Verlag angibt, vermerkt Fromm das Impressum »Riga, Leipzig: Hartknoch 1751«. 1751? Nicht möglich! Das französische Original ist ja erst 1759 erschienen. Leider geht es nicht an, sich hier mit einem Versehen Fromms zu trösten: auch Meusels »Gelehrtes Teutschland« (4. Aufl.) bringt unter Johann Albrecht Philippi – der also wirklich existiert hat – in der Aufzählung seiner Werke ein Buch mit dem Titel »Candide, oder die beste Welt, von D. Ralph. 1751«.

Immerhin, soviel dürfte, wenn auch nicht sicher erwiesen, so doch wahrscheinlich sein, daß es sich hier um zwei verschiedene Ausgaben derselben Übersetzung handelt. Was es mit der Jahreszahl 1751 auf sich hat, bleibt indessen ungeklärt. Möglicherweise stehen wir auch hier vor einer Mystifikation, deren Sinn allenfalls einzusehen wäre, wenn wir wüßten, daß die Schriften Voltaires in Deutschland unter Verbot gestanden hätten. Aber selbst dann kämen wir aus der Verwunderung so leicht nicht heraus, denn, laut Meusel, war jener Philippi seines Zeichens – »königl. Preuss. geheimer Kriegsrath, Polizeydirektor und Stadtpräsident zu Berlin«.

Doch nicht genug mit den kriminalistischen Nachstellungen, die er uns durch sein vertrackt-durchtriebenes Titelblatt aufnötigte – unser Königl. Preuss. Polizeydirektor hat mehr zu bieten. Dem Übersetzungstext vorausgeschickt stehen da, eindeutig aus seiner und nicht etwa Voltaires Feder, einmal eine Art Widmungsschreiben »An meinen lieben Bruder in Deutschland«, dann eine Vorrede und schließlich die – natürlich fingierte – »Censur« sowohl einer theologischen wie einer philosophischen Fakultät. Ferner gibt es, ebenfalls mit einer Vorrede versehen, eine »Fortsetzung der Geschichte des Candide«, die vielleicht von ihm, keineswegs aber von Voltaire stammt. Das Widmungsschreiben können wir übergehen. Seine Vorrede aber bringt dann, wie nach dem parodistischen Titelblatt kaum anders zu erwarten, zunächst einen gezielten Ausfall gegen die deutschen Pedanten: »Sie haben gehört, daß man sich deutlich erklären müsse, wenn man verständlich und nutzbar schreiben wollte, und hierüber gehen sie so weit, daß sie sich gar ein Bedenken

machen, einer Nacht-Mütze, einer Bley-Feder, oder einer Priesse Toback zu erwehnen, wenn sie nicht die Erklärung dieser Wörter zum vorausgesetzt haben. Ihre gelehrte Werke sehen daher aus, als wären sie für eine unterirdische Welt geschrieben, so mit uns in gar keiner Verbindung stehet, und in Betracht dieser Welt, sind diese herrliche Abhandlungen, des Haupt-Innhalts halber, höchstens ein Wörter-Buch zu nennen.« Offenbar nicht für eine unterirdische Welt geschrieben ist freilich das Buch, das Johann Albrecht Ralph, alias Philippi, als Übersetzer dem deutschen Publikum vorlegt. Übrigens sei es unmittelbar aus dem spanischen Manuskript übersetzt. Wie dieses zufällig in seinen Besitz geraten, wird ausführlich berichtet.

Die Kriegswirren im deutschen Vaterland hatten unseren Übersetzer – von Hause ist er Buchhändler – nach Salamanca verschlagen, wo er eines Abends im »Wall-Fische« einen Jesuiten kennenlernt – den als Randfigur dann in Voltaires Erzählung auftretenden deutschen Baron von Thunder-ten-Tronckh. Dieser, vom Weine angeregt, erzählt ihm seine höchst seltsame, aber wenig rühmliche Lebensgeschichte. »Er berichtete mir«, heißt es wörtlich, »daß Herr Martin (im Roman der skeptische Reisegefährte des Candide) seine Familien-Geschichte beschrieben, und zuletzt bekannte er, daß er sein letztes Geld für das letzte Maas Wein ausgegeben. Er holte seine Familien-Geschichte aus seinem Mantel-Sacke, er versicherte: Martin sey ein feiner Kopf, und ich würde mir nicht im Lichte stehen, wenn ich als Buchhändler selbige kaufte, und im Haag oder sonst irgend wo heraus gäbe. Ich überlaß sofort einige Stellen, das Werk war in Spanischer Sprache geschrieben, es gefiel mir, ich kaufte es für 16 Stück von Achten, und verließ sofort den Herrn Baron und Salamanca. Ich liefere anjetzt dem geneigten Leser dieses Werk, von Wort zu Wort treulich übersetzt; ich habe nicht einmal den falschen Titel geändert, hinter welchem sich Herr Martin verstecken wollen« ... Also auch das noch: hinter dem ominösen Don Ranudo, der auf dem Titelblatt, entgegen dem Sinne Voltaires, unserem Landsmann Dr. Ralph den Verfasser ruhmstreitig macht, steckt in Wahrheit der Familienhistoriograph des so übel heruntergekommenen deutschen Barons, jener weise Herr Martin. In Wahrheit? Nun ja, wir wissen längst schon Bescheid.

Zum Schluß – und zur vollständigen Charakteristik des Johann Albrecht Philippi lohnt es sich vielleicht doch noch, auch die seiner Übersetzung beigefügte »Censur der Philosophischen Facultät« vom 1. (!!) April 1758 zur Kenntnis zu nehmen. Wie nach den übrigen Harlekinaden Philippis nicht anders zu erwarten, erscheint auch hier die tatsächliche Haltung der konservativen deutschen Universität auf den Kopf gestellt. Bezeichnend allerdings ist das Bedauern darüber, daß ein philosophisch bedeutsames Werk nicht, wie es

sich damals noch gehörte, in lateinischer, sondern in deutscher Sprache vorgelegt wird. Hier der Wortlaut: »Gegenwärtige Abhandlung: ›Die beste Welt‹, ist ein schöner Innbegriff der wahren Welt-Weisheit. Was nur die Philosophie gründliches und reizendes und nützlichendes in sich faßt, ist in selbiger anzutreffen. Wir wünschten mit Recht, mehrere dergleichen Arbeiten zu haben, und wissen nichts weiter daran auszusetzen, als daß dieses Werk, so eigentlich nur für

Gelehrte geschrieben, nicht in Lateinischer, sondern in der gemeinen Deutschen Sprache abgedruckt wird.«

Ob es wohl auch für den um bibliographische Aufklärung bemühten Bibliothekar so wünschenswert ist, »mehrere dergleichen Arbeiten zu haben«? Nun, deren kriminalistischen Scharfsinn auf die Probe zu stellen, das scheint, in geradezu krimineller Weise, just die Absicht unseres Polizeidirektors Philippi gewesen zu sein.

IV. Die Übersetzung als Erscheinung auf dem Buchmarkt

In der Regel übersetzt man nicht für sich selbst. Ein Übersetzer, der, aus welchen Motiven auch immer, das mühevoll Geschäft auf sich nimmt, ein fremdsprachiges Werk zu verdeutschen und auf seine Weise zuzurichten, übernimmt damit, mehr oder weniger bewußt, eine Funktion im literarischen Leben seiner Epoche. Er trägt sein Teil dazu bei, daß ein Buch entsteht, das dazu bestimmt ist, verkauft zu werden und seine Leser zu finden. Durch die Rücksicht auf diese Leser sowie auf diejenigen, die das übersetzte Buch durch Finanzierung und Vertrieb an die Leser heranbringen, die Verleger und Buchhändler, sind seiner Arbeit besondere Bedingungen auferlegt.

Eine Übersetzung stellt zweierlei dar: einmal ist sie eine schriftstellerische Aufgabe von ganz besonderer Problematik, und dann, als fertiges, der Öffentlichkeit zugedachtes Buch, ist sie Handelsobjekt, Ware. Damit in literarischer Hinsicht eine Übersetzung gut gerät, braucht der Übersetzer, was die äußeren Umstände seiner Arbeit anlangt, vor allem eines: Zeit. Nur ja keine Übereilung, wenn eine reife Leistung herauskommen soll, vielmehr: »Festina lente«. Für Wieland ist dies der beste Rat, den er einem Übersetzer geben kann; denn schließlich ist »es hier nicht bloß um den Stoff, sondern eben so viel um die schöne Form zu thun« (Q 27, S. 245). Die Verleger und Buchhändler – freilich, auch sie werden Wert darauf legen, daß die von ihnen beauftragten Übersetzer ordentliche Arbeit leisten. Aber leider ist dies nicht die einzige Voraussetzung für den kommerziellen Erfolg eines übersetzten Buches: die Übersetzung, zumal wenn es sich dabei um ein neues und aktuelles Werk handelt, muß im rechten Augenblick auf dem Markt erscheinen, Ostern und Michaelis, die beiden Messetermine, dürfen, wenn nur eben möglich, nicht versäumt werden. Und im übrigen weiß man ja nie, ob die Konkurrenz nicht schneller arbeitet und einem zuvorkommt.

Der arme Übersetzer! Soll er es mit seiner Arbeit doch gleich zwei Herren recht machen, deren Forderungen zueinander in genauem Widerspruch stehen. »Beeile dich!«

drängt das Geschäft, und ebenso unerbittlich, mit der Stimme seines Gewissens und dem erhobenen Zeigefinger der Kunstrichter, ist da die Kunst und läßt nicht ab, ihn zu mahnen: »Daß du dir nur die nötige Zeit nimmst!« Eine Persönlichkeitsfrage, welchem der beiden Ansprüche gegenüber man eher zum Nachgeben bereit ist – auf einen Kompromiß dürfte es in den meisten Fällen hinausgelaufen sein.

Johann Arnold Ebert immerhin – er konnte sich leisten – besteht auf seiner »Langsamkeit im Arbeiten«, »durch welche ich dem ersten Übersetzer des Centaurs (von Young) Anlaß gegeben habe, und noch ändern künftig geben werde, mir zuvorkommen«. Schließlich glaubte er, hinsichtlich des schnelleren Kollegen, »nicht unbillig zu urteilen, wenn ich es für möglich hielt, daß sich jener übereilt hätte, zumal, da ich von einigen Lesern seiner Übersetzung hörte, daß sie hin und wieder dunkel wäre« (Q 70, Bd 2, Stück 3). Im allgemeinen jedoch gilt die »Eilfertigkeit« als unabweisbares Gebot. Bemerkenswert, wie sie in seinem Falle der Übersetzer von Coyers »Bagatelles morales« begründet. Er spricht von den neuesten Pariser Modetorheiten, die das Original schildert, und meint dazu ironisch im Hinblick auf seine stets zur Nachahmung der Franzosen geneigten deutschen Landsleute: »Wir haben mit der Übersetzung geeilt, weil wir nicht ohne Grund befürchten mußten, daß diese Moden vielleicht im Jenner künftigen Jahres altväterlich seyn möchten.« (Q 10, S. 151.) Unter Zeitdruck steht auch Meißner bei der Herausgabe seines »Destouches für Deutsche«. Der Plan war gewesen, die einzelnen Bände durch »einige dramatische Abhandlungen theils über die darinnen enthaltenen Stücke, theils über einzelne Charaktere, theils über generelle Gegenstände« zu ergänzen; allein, dies in der wünschbaren Ausführlichkeit schon für den vorliegenden ersten Band zu bewerkstelligen, hat es ihm einfach an der nötigen Zeit gefehlt. Das Publikum wird also getröstet mit der Versicherung, »daß ... die noch folgenden Theile bey weitem diesen erstern übertreffen sollen; bey dessen Schluß mir die Nähe

der Messe, Unpäßlichkeit und andre übernommene Arbeiten Zeit, Kraft und Muße wegnehmen« (Q 12, Vorbericht).

Überhaupt scheinen es die professionellen Übersetzer im deutschen Literaturbetrieb des 18. Jahrhunderts nicht leicht gehabt zu haben. Auf der einen Seite der ewige Zeitmangel und das Drängen der Verleger, und auf der anderen die verständnislosen Kunstrichter mit ihrem »metaphysischen Maaßstab des Vollkommenen« – Johann Gottfried Gellius findet treffende Worte für dieses scheußliche Dilemma: »Ich soll ein Werk ohne Fehler liefern; und habe dazu nicht einmal den ersten Grund der Möglichkeit, die Zeit. Wollte man einem Tänzer die Schenkel binden, und hernach ihm befehlen, eben so fertige Sprünge zu thun, als er vorher bei freyen Gliedern thun konnte; wäre das nicht Unsinn? Solcher Unsinn aber wird in allen periodischen Schriften und Zeitungen täglich begangen.« Schade, daß es nie so etwas gegeben hat wie eine Übersetzer-Gewerkschaft; in dem Literaten Gellius hätte sie sich eines energischen Sprechers erfreuen dürfen. »Übersetzungen«, behauptet er, »sind, bey der gegenwärtigen Lage der Dinge, nichts als frühzeitige Früchte, die oft halb unreif aufgetragen werden, um nur die Lüsternheit der Leser zu stillen. Sie sind mehr zum Kosten als zum Verdauen. Ihre eigentliche Reife gewinnen sie bey der zweyten Ausgabe; und nur bey dieser erst sollten sie kritisch durchgegangen, bey der ersten hingegen bloß historisch angezeigt werden. Das fordert die Natur der Sache.« (Q 73, S. 4f.) In einer Fußnote immerhin räumt er ein: »Es giebt auch Fälle, da die zweyte Ausgabe nichts mehr gilt, als die vorige; wenn sie der Verleger ungefragt veranstaltet.« (Ebd.) Dagegen gibt es also keinen wirksamen Rechtsschutz. Gleichwohl, für die materiell begründeten Interessen der Verleger und Buchhändler, die sich überdies auf die ungeduldige »Lüsternheit« einer breiten Leserschicht berufen können, vermag Gellius immer noch mehr Verständnis aufzubringen als für die überheblich-unrealistischen Forderungen der Kunstrichter mit ihrem »metaphysischen Maaßstab«. Höchst ungerecht jedenfalls ist es, den Übersetzer hämisch für die Mängel einer Arbeit verantwortlich zu machen, die, wie es die »Natur der Sache« verlangt, in aller Eile ausgeführt werden mußte. »Ich habe mich auf die Eilfertigkeit bezogen«, fährt Gellius fort – und seine Apologie ist zu aufschlußreich, um nicht auch noch hier zitiert zu werden – »Wer ist aber daran schuld? Der Übersetzer? Nimmermehr. Wer wollte nicht lieber mit Bequemlichkeit arbeiten? Wer würde nicht bey halben Verstande begreifen, daß ein Werk bey größrer Muße besser geräth, daß die schönen und gewählten Ausdrücke, die oft nur das Ungefähr ihm zuführt, nicht auf den ersten Wink zu Gebote stehen, daß vornehmlich die Aufsuchung der Fehler wiederholten Fleis und Sorgfalt fordert? So wäre es denn der Buchhändler? Der ist es zuweilen; entweder wegen einer allgemeinen

Unwissenheit, wenn ihm unbekannt ist, was für einen Grad von Mühe diese Arbeit bedarf; oder wegen einer besondern, wenn ein Original, das er nicht versteht oder nicht liest, schwerer als das andre geschrieben ist. Ich habe aber bereits gesagt, daß der Verzug nicht in seiner Willkühr steht. Er sieht einen zu erlangenden Vortheil; er weis, daß auch andre darnach trachten; um nun sich desselben zu bemächtigen, hat er kein anders Mittel, als die Geschwindigkeit. Und gerade die schönsten ausländischen Werke, die das Aufsehen machen, sind diesem Schicksale am ersten unterworfen.« (S. 6f.)

Daß die Buchhändler bzw. Verleger, von denen der beauftragte Übersetzer abhängig ist, bei der Herausgabe eines übersetzten Buches hauptsächlich dessen geschäftlichen Ertrag im Auge haben, ist für den Realisten Gellius offenbar eine Selbstverständlichkeit, mit der man sich um so eher abfinden muß, als ja auch das lesehungrige Publikum dabei profitiert. »Wer das anders verlangen, und sich einbilden wollte, er könne dem Verleger Gesetze vorschreiben, der hat sich eine utopische gelehrte Republik ersonnen, die ihren Sitz in seinem Gehirne hat. Ich läugne damit nicht, daß es Ausnahmen von der Regel giebt; aber es sind auch bloß Ausnahmen.« (S. 7.)

Nun, das Bemerkenswerte an Gellius' Ausführungen ist dies: daß er das Übersetzerhandwerk als solches in Schutz nimmt – und nicht etwa jene von der Kritik heruntergeputzte Rousseau-Übersetzung, an der er mitgewirkt hatte. Erstaunlich ist, mit einem Wort, das indirekte Eingeständnis, unzulängliche Arbeit geleistet zu haben – und dann das Plädoyer: ein Übersetzer, ein *professioneller* Übersetzer sollte dafür nicht zur Rechenschaft gezogen werden; das Übersetzen ist für ihn zunächst ja nicht Selbstzweck, sondern Auftragsarbeit, und zwar Auftragsarbeit unter dem erschwerenden Umstand der Zeitnot. – Der durchschnittliche Übersetzer des 18. Jahrhunderts – das Beispiel Gellius ist hier durchaus symptomatisch – zögert noch, sich mit seiner Arbeit zu identifizieren. Schon am Äußeren einer als Buch erscheinenden Übersetzung wird dies deutlich: gut die Hälfte der uns vorliegenden Übersetzungsausgaben sehen überhaupt davon ab, den Namen des Übersetzers auf dem Titelblatt zu vermerken. Das darf aber nicht mißverstanden werden; bedeutet es, wenigstens im allgemeinen, doch keineswegs, daß hier die Arbeitsmoral zu wünschen übrig ließe. Der Übersetzer, auch der »von Profession«, tut vielmehr im Rahmen des ihm Möglichen und Erreichbaren durchaus sein Bestes. Davon zeugen schon die vielen eloquenten Vorreden, die in der Glaubwürdigkeit ihrer Aussage zu bezweifeln keine Ursache besteht. Nur eben: der ihm zugemessene Rahmen ist zumeist eng begrenzt, und zwar nicht nur zeitlich, auf Grund der Erfordernisse des zeitgenössischen Buchmarktes, sondern auch – man muß

sich vergegenwärtigen, daß die überwiegende Mehrzahl der damals tätigen Übersetzer nie im Leben Gelegenheit hatte, die Sprache der von ihnen übersetzten Originale in deren Ursprungsland gründlich zu erlernen. Die Raffinessen eines wortgenauen und zugleich künstlerisch nachschaffenden Übersetzens blieben daher, im ganzen gesehen, einer späteren Zeit vorbehalten. Vorerst war das Übersetzen noch ein von den Forderungen des Tages bestimmtes schlecht und recht ausgeübtes Handwerk, und der berufsmäßige Übersetzer mußte immer damit rechnen, daß die inzwischen allmählich zu Selbstbewußtsein gelangten deutschen Originalschriftsteller auf ihn, als den dienenden Handlanger des Literaturbetriebs, leicht verächtlich herabblickten.

Trotz allem, trotz der vielfach festzustellenden Unvollkommenheit der geleisteten Übersetzerarbeit ist ihr literaturgeschichtliches Verdienst keineswegs gering zu veranschlagen. Auch dies wurde von Gellius zweifellos richtig erkannt. Unerschütterlich besteht er darauf, daß man den Übersetzern »noch immer sehr viel zu danken« habe: »Unsere Sprache hat durch sie in einem kurzen Zeitraume unendlich gewonnen. Millionen der wichtigsten, nutzbarsten, sinnreichsten Wahrheiten sind durch sie nach Deutschland übergegangen, die außerdem darinne nicht bekannt wären. Die Wissenschaften haben sich weit schneller ausgebreitet. Unserer guten Schriftsteller waren zu wenige, die Nation zu versorgen. Sie munterten erst die Welt zum Denken auf, und ließen auf einmal mit Schreiben ab. Allein die Welt wollte mehr denken – War es Wunder, wenn die Übersetzer bloß aus Mitleid den leeren Platz einnahmen, und dem Mangel abzuhelpen suchten?« (Q 73, S. 54f.) Interessant auch, wo der in Leipzig lebende Gellius die Zentren des zeitgenössischen Übersetzungswesens lokalisiert. »Ich will«, fährt er fort, »hier ein Merkmal angeben, an dem man die guten Übersetzungen auf den ersten Blick, gleich feinen Tüchern am Gefühle, kennen kann. Leipzig, Berlin, Hamburg, Halle liefern extrafeine Werke von dieser Art. Dort athmet der Übersetzer die reinste Luft, welche die Geister freyer, und die Hand flüchtiger macht. Über Wien hingegen, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, Ingolstadt, Ulm hängt noch ein Himmel voller Dünste; wiewohl die guten Leute mitten im Nebel den hellsten Sonnenstrahl zu erblicken glauben – Allen dasigen Verlegern wollte ich, wohlmeynend rathen, sich einen Übersetzer aus L. zu verschreiben; so hätten die ihrigen indessen Muße, unsre hohe Schule zu besuchen.« (S. 55f.) Die Bemerkung hat, bei allem Spott, etwas frappant Richtiges. Was abgesehen vom Sprachlich-Stilistischen selbst schon ein Vergleich der äußeren Buchgestaltung, mithin der Titelblätter und des Drucks, bestätigt: während bei den Produkten der nord- und mitteldeutschen Verlage sich bereits ziemlich früh eine rationalistische Klärung der Ausdrucksformen feststellen läßt, bleibt das konservativere Süd-

deutschland noch bis tief in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinein dem barocken Prunk verhaftet.

Um schließlich unser Augenmerk auf die Verleger selbst zu richten – im allgemeinen ist es keineswegs so, daß ihre literarische Ambition sich darauf beschränkt, die armen Übersetzer unter Druck zu setzen, die Konkurrenz auszustechen und einträgliche Geschäfte zu machen. Es sind dies ja, zumal im 18. Jahrhundert, nicht etwa Leute, die, bei ausschließlich kommerziellen Interessen, das Bücherlesen lieber den anderen überlassen; was an vielen von ihnen auffällt, ist vielmehr eine ausgesprochene Neigung, selbst publizistisch am Literaturgeschehen ihres Landes und ihrer Zeit mitzuwirken. Joachim Heinrich Campe in Braunschweig, Johann Gottfried Dyk in Leipzig und vor allem Friedrich Nicolai in Berlin wären hier zu nennen. So ist es denn auch keine Seltenheit, daß ein Verleger als Vorredner der von ihm herausgebrachten Übersetzung auftritt. Daß bei einer solchen Gelegenheit, im Hinblick auf das jeweilige Buch, die Vorrede insgesamt einer Lobrede gleichkommt, liegt, mit Gellius zu sprechen, in der Natur der Sache.

Über das selbstverständliche Lob hinaus sind da aber auch andere Dinge zu erfahren, die uns hier mehr interessieren – so etwa wie man sich beim Publikum einschmeichelt und gleichzeitig der Konkurrenz eins auswischt. Mit außerordentlichem Geschick unternimmt dies der Verleger eines übersetzten Briefromans der Madame Riccoboni (Q 53). Zunächst einmal gibt er sich nicht zu erkennen: wie bei so vielen Übersetzungen vermerkt das Titelblatt lediglich »Frankfurth und Leipzig«. Verlagsort das eine, Messeplatz das andere, oder beides nur der Messeplatz – wo der Verlag wirklich seinen Sitz hat, läßt sich in derartigen Fällen schwerlich ermitteln. Also ein nicht zu identifizierender Verleger. Dieser hat es mit einem ganz besonderen, ebenfalls ungenannten Übersetzer zu tun, der, wie es ausdrücklich heißt, als ein Mann hohen Charakters, seinen Namen aus rühmlicher Bescheidenheit verschwiegen haben will und »von dem Haufen der Übersetzer ... sowol durch seine Art zu denken, als auch seine Art sich auszudrücken unterschieden ist«. Es bleibt zu bemerken, daß dieser große Mann zunächst gar nicht im Sinne hatte, die zum reinen Privatvergnügen angefertigte Übersetzung der Öffentlichkeit zu übergeben. »Allein«, fährt der Verleger in seiner Vorrede fort, »da er mir seine Arbeit zeigte, und ich bey Durchsicht derselben alsbald fand, daß selbige sehr wohl gerathen, und vor derjenigen, welche mir unter andern nachhero davon zu Gesichte kam, aber mit nichts mehr, als einem vorgestochenen Kupfer, schönen Bilde, feinem Papier und saubern Druck prangete, einen großen Vorzug verdiente; so glaubte ich den Kennern und Liebhabern der witzigen Schriften, welche der englischen und französischen Sprache nicht kundig, keinen geringen Dienst zu erweisen, wenn ich mit Ge-

nehmung des jetzt gerühmten Herrn Übersetzers die Bricfe der MiLady Catesby in seiner schönen, und der andern weit vorzuziehenden Übersetzung zum Druck befördern und öffentlich ans Licht hervorbringen würde.« (Q 53.)

Ist in den meisten Verleger-Vorreden der Ruf der mehr oder weniger kräftig gerührten Werbetrommel auch nicht zu überhören, so gibt es doch auch solche, die sich schlicht auf eine sachliche Vorstellung des vorliegenden Werkes beschränken. Als Beispiel geben wir hier die Vorrede zu der dreisprachigen Ausgabe »Außerlesener Fabeln« wieder, mit der der fabelfreundige Augsburger Verleger und Kupferstecher Johann Ulrich Krauß das Publikum beglückte (Q 28). Obwohl das hübsche Büchlein bereits 1718 erschien, ist hier nichts mehr von der damals sonst noch üblichen barocken Umständlichkeit zu spüren. Krauß wendet sich »An den Sprach- und Kunst-liebenden Leser«: »In meinem herausgegebenen Wercklein, betitelt: Phaedri Augusti liberti Fabularum Aesopiarum novis Emblematis Artificiose Aere incisus Illustratum Libri V. habe ich versprochen, deren noch mehr unter die Presse zu geben, zu Vollziehung dessen nun, folgen 95. Stück hierbey, in drey unterschiedenen Sprachen, nemlich Italiänisch, Teutsch, und Französisch, samt den Kupffer-Abbildungen, von meiner Haußfrauen Johanna Sibylla Krausin, eine gebohrne Küßlin, verfertigt; Der Hoffnung lebende, denen Sprach- und Kunst-liebenden also damit gedient zu haben, daß ihnen ins künfftig mit noch mehren aufzuwarten werde Ursach haben. GOtt befohlen.« –

Der erste Teil des von Benjamin Neukirch in deutsche Verse gebrachten »Télemaque« war, 1727, anscheinend auf eigene Kosten, in folio in einer aufwendigen Ausgabe erschienen. Zwei Jahre nach Neukirchs Tode, 1731, ergreift der Berliner Verleger Johann Andreas Rüdiger die günstige Gelegenheit und veranstaltet eine *wohlfeile Ausgabe*. Im Anschluß an die übliche Würdigung des berühmten Autors bzw. Übersetzers gibt Rüdiger in der Vorrede seine Gründe an: »Da er (Neukirch) aber dem innerlichen Werthe auch zugleich ein prächtiges äußerliches Ansehen gegeben, und den ersten Theil davon so kostbar drucken laßen, daß nur von vermögenden das Buch kan gekauffet werden; jedoch eine noch größere Anzahl andrer Leute sich findet, welche es gern haben und lesen wollen, aber nicht in solchem hohen Preise bezahlen mögen oder können. So ist dahero der Verleger auf vielfältiges Verlangen bewogen worden, daßelbe in diesem bequemen Format drucken zu laßen, und zwar solchergestalt, daß in gegenwärtigem kleinen alles und jedes enthalten, was in dem großen befindlich ist.« (Q 18.) Nun, ein Taschenbuch im modernen Verstande ist freilich nicht daraus geworden; aber offensichtlich, wie dies allein aus ihren Vorreden hervorgeht, stehen die Verleger des 18. Jahr-

hunderts an Tüchtigkeit in keiner Weise hinter unseren heutigen Verlegern zurück. – Nicht nur wohlfeile Ausgaben, sondern auch Werkteile in *Einzelausgaben* werden damals schon auf den Markt gebracht. Das ist der Fall etwa bei Swifts »Gulliver«, den der Züricher Verlag Orell, Geßner, Fießlin und Comp. zunächst nur im Rahmen einer mehrbändigen Ausgabe von Swifts gesammelten Werken veröffentlicht hatte (Q 61). Darüber informiert uns wieder die Verleger-Vorrede, in der es heißt: »Die Verleger der Sammlung von Swifts satyrischen und ernsthaften Schriften, glauben vielen Lesern, denen entweder die ganze Sammlung zu kostbar oder zu manigfaltig ist, einen guten Dienst zu tun, daß sie, die darinnen mitenthaltene Reisen Lemuel Güllivers absonderlich drucken lassen. Um so mehr glauben sie Dank dafür zu verdienen, da gegenwärtige Übersetzung gedachter Reisen neu und nicht etwa aus einer französischen Übersetzung, noch aus einem verfälschten englischen Manuscript, sondern aus einer von dem Verfasser selbst verbesserten englischen Ausgabe verfertigt worden; so daß sie von den häufigen Fehlern aller bisherigen Übersetzungen befreyt ist.« (Q 64, S. III f.)

Schließlich wäre noch einer verlegerischen Einrichtung zu erwähnen, die sich »Gesellschaft der Herausgeber der ausländischen schönen Geister und klassischen Schriftsteller« nennt. Eine an das »gelehrte Publikum« adressierte »Nachricht« darüber findet sich, gleichsam als Vorprogramm, im achten Band der 1778–81 in Straßburg und Mannheim erschienenen großen deutschen Pope-Ausgabe abgedruckt (Q 46): »Die besten Schriftsteller der Engelländer (!), Italiener, Franzosen, und anderer Nationen, wie auch jene der Griechen und Römer sind bisher zum Theil noch gar nicht übersetzt worden, Theils erhielten wir sie nur in unvollständigen, oder fehlerhaften, oder ganz schlechten Übersetzungen.« Dies soll nun anders werden; hören wir, wie man sich die nötige Abhilfe vorstellt: »Eine Gesellschaft verschiedener Gelehrten in Mannheim hat ein Institut errichtet, wodurch alle Werke der berühmtesten ausländischen schönen Geister in guten Übersetzungen nach und nach in die Hände des Publikums um einen ganz geringen Preis geliefert werden. / Die schon vorhandenen fehlerhaften Übersetzungen werden verbessert, die guten benutzt und ergänzt, und für Schriftsteller, die noch gar nicht in deutscher Sprache erschienen sind, werden Übersetzungen veranstaltet. / Um das Publikum zu überzeugen, was es künftighin zu erwarten habe, so zeigen wir demselben an, daß vorzüglich diejenigen Werke für unsere Sammlung bestimmt sind, welche von der hiesigen Kuhrfürstlichen deutschen Gesellschaft ausgesetzten Preise erhalten werden. / Jährlich erscheinen ungefähr 15 Bände in 8 auf schönem weissen Druckpapier. Der Band, der ungefähr aus 20 Bogen besteht, wird auf Pränumeration für 24 kr. ohne Pränumeration für 36 kr.

gegeben.« Es folgen Bestimmungen über die Subskription und die damit eingegangene Abnahmeverpflichtung; die Aufforderung zur Werbung von Interessenten; die Zubilligung eines Preisnachlasses bei Abnahme und Vorauszahlung mehrerer Stücke; die Zahlungs- und Zustellungsbedingungen; eine Liste der bereits erschienenen und in Vorbereitung befindlichen Übersetzungen; die Angabe der für die Übersetzung bestimmter Werke ausgesetzten Preise – und endlich ein Hinweis für präsumtive Übersetzer: »Damit Niemand vergebens eine Übersetzung ausarbeite: so werden zuerst bis den ersten Heumonat Versuche eingeschickt, nach welchen die Gesellschaft entscheidet, ob der Herr Übersetzer sicher fortarbeiten könne.«

Bemerkenswert an diesem großaufgezogenen Mannheimer Unternehmen ist, abgesehen von der Sache als solcher, ein bestimmter Punkt des dargelegten Programms: das offenbar ohne Schwierigkeit mögliche Zurückgreifen auf schon vorliegende Übersetzungen. Nun, hier wird es sich um nichts anderes handeln als um ganz gewöhnliche Nachdrucke; denn schließlich ist auch der verbesserte und vervollständigte Text einer Übersetzung im wesentlichen immer noch das geistige Eigentum seines ersten Urhebers. – Aber bleiben wir zunächst bei den regulären Neuauflagen. Was die für sie bestimmenden Grundsätze und Veranlassungen betrifft, so geben die jeweiligen Vorreden der Übersetzer und Herausgeber auch hier vielfach interessante Aufschlüsse.

Wann ist eine Neuauflage fällig? In erster Linie natürlich dann, wenn die frühere Auflage vergriffen ist und beim Publikum weiterhin Nachfrage besteht. – Gottsched, auch als Übersetzer offenbar ein Erfolgsautor, hat die Ehre, eine vierte Auflage der von ihm übersetzten Schriften Fontelles vorzustellen. »Geneigter Leser,« schreibt er, »daß sich gegenwärtig fontenellische Schriften sowohl in Deutschland und anderen auswärtigen Landen, als in ihrem Vaterlande, beliebt zu machen gewußt, hat die bisherige gute Aufnahme, und der Abgang dreier Auflagen zur Genüge gewiesen. Wäre dieses nicht gewesen, und hätte sich weiter keine Nachfrage nach denselben gefunden: so würde gewiß der Herr Verleger (Breitkopf) an diese neue Ausgabe nicht gedacht haben. Allein Bücher von so bewährter Güte verlieren ihre Liebhaber sobald nicht: und vernünftige Buchhändler suchen ihrem Verlage bey solchen Umständen, durch alles, was ihrem Vermögen ist, einen neuen Glanz, und eine noch bessere Aufnahme zu verschaffen.« Für Gottsched war Breitkopfs Entschluß eine willkommene Gelegenheit, »noch einmal die letzte Hand daran legen zu können; und sie (die übersetzten Schriften des Fontelle) alsdann mit mehrerer äußerlicher Schönheit ans Licht gestellt zu sehen«. – Auch im Äußeren also noch bessere Ausstattung – zwecks noch besserer Aufnahme. – »Mein Wunsch ist itzo erfüllet«, fährt Gottsched fort. »Der Herr Verleger, welcher nicht leicht

etwas an sich ermangeln läßt, was zur Ehre des deutschen Buchhandels, und zum Vergnügen der Liebhaber guter Bücher gereichen kann, hat sich entschlossen, auch diesem seinem ersten Verlagsbuche diejenige Ehre anzuthun, die ihm in Holland, durch eine mit schönen Kupfern gezierte Auflage wiederfahren war. Er hat sich die Kosten nicht dauern lassen, selbige... aufs sauberste nachstechen zu lassen... Dazu gehörete nun auch ein ansehnlicheres Format, welches in einem bequemen Bande, alle drey vorige Bändchen fassen könnte. Und auch hieran hat es der Herr Verleger nicht fehlen lassen; so daß nunmehr diese fontenellischen Meisterstücke, in einer ihrem Werthe ganz anständigen Gestalt, vor deine Augen treten können.« (Q 24, Vorrede von 1751.)

Freilich hat auch Gottsched »die Schreibart meiner Übersetzung durch und durch nochmals übersehen und verbessert«, aber dieses Moment tritt hier durchaus zurück gegenüber der unverhohlenen Freude an der wohlgerateneren Ausstattung, der Ansehnlichkeit eines schönen Buches. Darin ist seine Vorrede, als Übersetzer-Vorrede zu einer Neuauflage, wenig charakteristisch. Bei anderen Übersetzern, wenn sie eine Neuauflage einleiten, steht vielmehr gerade die Bemühung um den besseren Text, das Ausmerzen der aufgedeckten Fehler und das Glätten der zunächst stehengebliebenen Unebenheiten im Vordergrund. Vernehmen wir dazu den Bibliothekar und Ossian-Übersetzer Denis: »Der Herausgeber unterbricht seine bibliographischen Arbeiten, um seine schon lange vergriffenen poetischen den Liebhabern noch einmal zu verschaffen. Sie sind vermehret, und, wie er glaubet, verbessert. Allen Forderungen, die in gedruckten Beurtheilungen an ihn gethan worden sind, genüge zu leisten, schien ihm nicht wohl möglich, da sich einige dieser Forderungen wirklich einander kreuzten. In diesem Falle war nichts natürlicher, als daß er es mit dem hielt, der es mit ihm hielt.« Doch war das nicht alles, was Denis tat: »Die gegenwärtige Ausgabe ist ganz nach der letzten Londnerausgabe 1773 gearbeitet, welches viele mühsame Veränderungen herbeygeführt hat, diejenigen ungerechnet, die der Übersetzer freywillig unternahm, um noch getreuer und fließender zu werden. Allein was unternimmt man nicht, um sich einem Urbild immer mehr zu nähern, von dessen Würde man voll ist!« (Q 38, An den Leser.) – Dietrich Wilhelm Soltau hat bei der Zubereitung der Neuauflage nicht nur seine eigene frühere Nachlässigkeit, sondern zudem noch die Beckmesserei eines leidigen Korrektors auszubaden. »Die erste Ausgabe der Übersetzung des Hudibras war äußerst mangelhaft. Ich hatte mir zu wenig Zeit genommen, sie auszufeilen. Überall waren nachlässige Stellen und holprige Verse stehen geblieben, so daß sie mir misfiel, wie sie kaum die Presse verlassen hatte. Überdieß hatte mir auch noch ein vorwitziger Korrektor in der Druckerey an meiner Rechtschreibung

kleinmeistern wollen, und mir dafür seine eigene Heterographie aufgeheftet. / Um diesen Mängeln nach meinem Vermögen abzuhelfen, und um meinen Lesern etwas weniger Unvollkommenes zu liefern, entschloß ich mich, alles noch einmahl umzuarbeiten.« (Q 5.)

Daß es nicht immer nur Selbsterkenntnis ist, was den Übersetzer, gelegentlich einer neuen Auflage seiner Arbeit, zu Korrekturen veranlaßt, hat bereits Denis angedeutet. Und ähnlich wie dieser reagiert auf die Mäkelei der Kunstrichter auch Johann Joachim Christoph Bode, indem er dem betreffenden Rezensenten einen Artikel aus seinem »kritischen Glaubensbekenntniß« entgegenhält: »Ich glaube, daß ein Recensent eben so wenig unfehlbar sey, als ein Autor oder Übersetzer.« So steht's im Vorbericht seiner Übersetzung von Sternes »Sentimental Journey« – und weiter: »Daß ich diesen Artikel auch praktisch glaube, wird man daraus sehen, daß ich einige Stellen nach den Erinnerungen meines Herrn Recensenten geändert, und andre wider seinen Ausspruch habe stehen lassen.« (Q 60, S. XX.) Mit seinem Rezensenten ein Hühnchen zu rupfen hat dann auch der Voltaire-Übersetzer Mylius – aber das ist ein langer, wiewohl höchst amüsant zu lesender Disput. Wir beschränken uns darauf, die Worte wiederzugeben, mit denen er die Vorrede zur zweiten Auflage seines deutschen »Candide« einleitet: »Das Haar gehörig aus dem Gesicht gekämt, die ziemlich zerrüttete Halsbinde wieder in schickliche Falten gelegt, den Hut nicht mehr auf ein Ohr gesetzt, das Kleid von einigen Schmutzflecken gereinigt, die Löcher in den Strümpfen sauber zugestopft, das Hemde beim Hosenlaz in Ordnung gebracht, erscheint Candide von neuem vor einem Publikum, das ihn in jenem starken Negligee nicht übel aufgenommen hat, und auf dessen Liebe er sich nun bessere Rechte erworben zu haben schmeichelt. / Mit andern Worten, ich – dem nichts willkommener ist als gründliche und unpartheiische Belehrung – habe all die Fehler verbessert, die Herr Wieland der vorigen Edition mit Recht vorwarf...« (Q 69.) Wieland – schön, dessen Kritik hat Hand und Fuß, auf den kann man hören; aber jener andere, voreingenommene Rezensent aus dem Kreis um Nicolai – der wird, wie gesagt, von Mylius nach Strich und Faden abgefertigt.

Trotz der leidigen Kunstrichter, denen ein Übersetzer es nie wird recht machen können – wie gut sind letztlich doch die dran, die an ihrer Arbeit selbst herumflicken und ausbügeln dürfen! Dem bedauernswerten Professor Eschenburg ist, wie wir annehmen möchten, etwas weit Schlimmeres widerfahren, als Rezensententadel es je sein kann: skrupellose Nachdrucker haben seine deutsche Shakespeare-Ausgabe in einer neuen, verbesserten Auflage herausgebracht und dazu noch unter der Überschrift »Vorbericht und Verbesserungen« ein Schreiben abgedruckt, in dem u. a. die folgenden Sätze stehen: »so verdienstvoll seine (Eschenburgs)

Bemühungen sind, so leid thut es uns, daß seine Übersetzung das noch nicht ist, was sie seyn sollte. Ein Mann von patriotischem Gefühle, so ein Mann, wie Herr Professor Eschenburg, nach unserer auf seine nützlichen Unternehmungen gegründeten Meynung, einer ist, muß es mit Vergnügen sehen, daß auch von andern, wer sie immer sind, das Gute zu seinem Zwecke fortgeleitet wurde. Wir bringen seine Übersetzung der Vollkommenheit näher; wie viel Stufen, darüber entscheiden die Kenner!« (Q 55.) Wenn man die Eschenburg zuzurechnenden Übersetzungsfehler noch stillschweigend verbessert hätte – aber nein, dazu war angeblich keine Zeit, und die ehrenwerten Nachdrucker sahen sich genötigt, eine viele Seiten lange Liste mit »Verbesserungen und Berichtigungen« aufzustellen. Mit welchem Vergnügen wird Eschenburg diese zur Kenntnis genommen haben! – Übrigens hat das Schelmenstück noch eine besondere Pointe zu bieten: die »Neue verbesserte Auflage« der Schauspiele Shakespeares erscheint, laut Titelblatt, »Mit Allerhöchstem kaiserlichem Privilegio und Hoher obrigkeitlicher Erlaubniß«. Kurzum, unsere famosen Herausgeber versäumten nicht, sich gegen das zu schützen, was sie selbst dem Professor Eschenburg und seinem Verleger antaten – gegen den unrechtmäßigen Nachdruck.

Indessen, so verpönt und empörend derartige Nachdrucke im allgemeinen auch waren, einen *wirksamen* Rechtsschutz gegen sie gab es im 18. Jahrhundert noch nicht. Auch ein kaiserliches Privileg bedeutete da, wie die Praxis zeigt, im Grunde nicht mehr als ein an einer schönen offenen Wiese aufgestelltes Schild mit der Aufschrift »Privatgrundstück – Betreten verboten«. Schließlich hatte, wo es keine reichseinheitlichen Gesetze gab, wo die Landesfürsten herrschten, der Kaiser sein Recht verloren. Wie überdies die Privilegienerteilung gehandhabt wurde – hören wir, was dazu ein ungenannter Engländer in seinem französisch geschriebenen »Tableau de l'Allemagne et de la littérature allemande« bemerkt: »Dans les privileges de livres, l'Empereur parle comme si toute l'Allemagne devoit y avoir égard, mais les Princes donnent souvent des privileges entierement contraires & l'Empereur n'a pas la puissance executrice dans leurs états. On a même vu des Privileges donnés par Marie Therese qui contredisoient ceux de son époux.« (Q 75, S. 10.)

Da es sich im Rahmen unseres Themas nicht darum handeln kann, dem aspektreichen Problem des unrechtmäßigen Büchernachdrucks überhaupt nachzugehen, beschränken wir uns darauf, kommentarlos zwei Beispiele solcher Privilegien für Übersetzungsausgaben im Wortlaut wiederzugeben. Zunächst das »R. Kaiserliche allergnädigste Privilegium«, das sich in dem von Friedrich Nicolai 1778 herausgegebenen deutschen »Johann Bunkel« abgedruckt findet (Q 1):

»Wir Joseph der andere, von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, und zu Jerusalem König, (etc. etc.) Bekennen öffentlich mit diesem Brief, und thun kund allermänniglich, daß Uns Friedrich Nicolai, Buchhändler in Berlin, allerunterthänigst zu vernehmen gegeben, was gestalten er entschlossen sey; ein Buch in Octav unter dem Titel: Leben Johann Bunkels, nebst dem Leben verschiedener merkwürdigen Frauenzimmer, aus dem Englischen übersetzt, im Druck herauszugeben; weilen aber er besorge, daß ihme solches Buch von gewinnsüchtigen Leuten unter verschiedenen Formaten nachgedrucket, und dadurch er in Schaden versetzt werden möchte; als bittete Uns derselbe unterthänigst, daß Wir ihme über solches Buch Unser Kaiserliches Privilegium impressorium auf zehen Jahre zu ertheilen, gnädigst geruhen möchten. Wann wir nun gnädiglich angesehen, solche des Supplicanten unterthänigst ziemliche Bitte, so haben Wir ihme, und seinen Erben die Gnade gethan, und Freyheit gegeben, thun auch solches hiermit wissentlich, in Kraft dieses Briefs, also, und dergestalten, daß Eingangs ermeldeter Friedrich Nicolai, und seine Erben vorgedachtes Buch in offenen Druck auflegen, ausgehen, hin und wieder ausgeben, feil haben, und verkaufen lassen können, auch ihnen solches niemand ohne ihren Konsens, Wissen und Willen innerhalb denen nächsten zehen Jahren, von Dato dieses Briefs an zu rechnen im heil. Römischen Reich nachdrucken, und verkaufen, viel weniger etwas daraus nehmen, und zusammentragen solle, weder in kleiner, noch größerer Form, unter was gesuchtem Schein das immer geschehen möchte. Und gebieten darauf allen, und jeden Unsern, und des heil. Römischen Reichs Unterthanen, und Getreuen, insonderheit aber, allen Buchführern, Buchbindern, und Buchhändlern bey Vermeidung sechs Mark löthigen Golds, die ein jeder, so oft er freventlich hierwider thäte, Uns halb in Unsere Kaiserliche Kammer, und den andern halben Theil obgedachtem Friedrich Nicolai, oder seinen Erben unnachlässlich zu bezahlen, verfallen seyn solle, hiermit ernstlich, und wollen, daß ihr, noch einiger aus euch selbst, oder jemand von eurentwegen obangeregtes Buch innerhalb denen obanbestimmten zehen Jahren nicht nachgedrucket, distrahiert, feil hat, umtraget, oder verkaufet, noch auch solches andern zu thun gestattet, in keine Weiß, noch Wege, alles bey Vermeidung obbestimmter Straf der Sechs Mark löthigen Golds, auch Verlierung desselben euren Drucks, den vielgedachten Friedrich Nicolai, und seine Erben, oder deren Befehlshabere mit Hülffe, und Zuthun eines jeden Orts Obrigkeit, wo sie dergleichen bey euch, und einem jeden finden würden, also gleich aus eigenem Gewalt, ohne Verhinderung männiglichs, zu sich nehmen, und damit nach eigenen Gefallen thun, und handeln mögen; jedoch solle mehrernannter Friedrich Nicolai schuldig und verbunden seyn, von mehrernannten Buch die gewöhnliche fünf Exemplaria zu Unserm Kayserlichen Reichshofrath, bey Verlust dieser Unser Kayserlichen Freyheit, zu liefern, und dieses Privilegium Anderen zur Nachricht und Warnung dem Buch vorandrucken zu lassen. / Mit Urkund dieses Briefs besiegelt und Unserm Kayserlichen aufgedruckten Sekret Insiegel, der gegeben ist zu Wien den vierten August, im Jahr Siebenzehnen Hundert, Sieben, und Siebenzig, Unsers Reichs im Vierzehenden.

Joseph Mpria. (L. S.)
Ad Mandatum Sac. Caes.
Majestatis proprium.
Andreas Edler von Stock Mpria.

Vt. Reichsfürst Corredo.«

Genau dem gleichen Formular, mutatis mutandis, begehen wir noch öfter, so etwa in Zabuesnigs Übersetzungsausgabe der historischen Schriften von Condillac (Q 8). Obwohl es eigentlich angebracht wäre, das umständliche Kanzlei-Barock nun in ein faßlicheres Deutsch zu übertragen, zitieren wir gleich auch noch ein landesherrliches Privileg, und zwar ein Königlich Preußisches von Friedrich dem Großen, das, obschon etliche Jahre älter als das vorige, für den modernen Leser weniger strapaziös zu lesen ist. Privilegiert wird hier der Berliner Buchhändler Joachim Pauli mit seiner deutschen Buffon-Ausgabe (Q 3):

»Wir Friedrich, von Gottes Gnaden, König in Preußen, Marggraf zu Brandenburg, des Heil. Römischen Reichs Ertz-Kämmerer (etc. etc.) Thun kund und fügen hiermit zu wissen. Nachdem der hiesige Buchhändler Joachim Pauli Uns zu vernehmen gegeben, wasgestalt er gesonnen, von der allgemeinen Historie der Natur des Hrn. v. Buffon, nach der neuen Parisischen Ausgabe, wobey der anatomische Theil weggelassen werden soll, eine deutsche Übersetzung mit einigen Anmerkungen und Zusätzen zu ediren, mit allerunterthänigster Bitte: Wir wollten geruhen, Ihm über den Druck und Verlag dieses Werks ein Privilegium allerhuldreichst zu ertheilen; / Als haben Wir in Betracht der Nutzbarkeit dieses Werks, sohanem Gesuch in Gnaden zu deferiren kein Bedenken getragen. / Wir thun auch solches hiermit und in Kraft dieses dergestalt und also, daß außer Ihm, dem Buchhändler Joachim Pauli und seinen Erben, niemand sowohl in Unserm Königreich Preußen und Churfürstenthum Brandenburg, als auch in allen Unsern übrigen Landen und Provintzien, gedachte Übersetzung der Buffonschen allgemeinen Historie der Natur innerhalb den nächsten 20. Jahren weder gantz, noch zum Theil, nachzudrucken, weniger diejenigen Exemplarie, so etwa außer Unsern Landen, von andern nachgedrucket und verlegt seyn möchten, in Unsere Lande einzuführen und daselbst heimlich oder öffentlich, zu verhandeln und zu verkaufen befugt, sondern solches bey Confiscation aller Exemplarien, wie auch Zwey Hundert Rthlr. Geld-Strafe, wovon die Hälfte Unserm Fisco, die andere Hälfte aber dem Impetranten und dessen Erben zu entrichten, gänzlich verbothen und nicht zugelassen seyn soll. / Wir und Unsere Nachkommen, Könige in Preußen, als Margrafen und Churfürsten zu Brandenburg, wollen auch mehrermeldeten Buchhändler Joachim Pauli und dessen Erben, beregte Zeit der zwanzig Jahre über, hierbey allergnädigst schützen, handhaben und erhalten. Gestalt wir dann allen Unsern Regierungen, Magistraten und Gerichts-Obrigkeiten hiermit allergnädigst und ernstlich anbefehlen, solches an Unserer Statt gleichfalls zu thun und über dieses Unser Privilegium gebührend zu halten, auch diejenige, so dawieder handeln, mit vorerwähnter Strafe ohnnachlässig anzusehen. / Dahingegen ist Impetrant nebst seinen Erben, bey Verlust dieses Privilegii schuldig und gehalten, vormeldetes Buch und dessen Kupfer nicht nur sauber drucken und stechen zu lassen, und jeden einzelnen Theil desselben nicht hoher, als in dem von ihm gedruckten Avertissement enthalten, zu verkaufen, sondern auch von jedem Druck dieses Buchs vier Exemplaria auf Schreib-Papier an unser Lehns-Archiv, nebst den gewöhnlichen Exemplarien an Unsere Bibliothec allhier und zu Koenigsberg in Preußen abzuliefern. / Getreulich sonder Gefährde. Jedoch Uns an Unsern und Männiglich an seinen Rechten ohne Schaden. / Uhrkundlich unter Unserer Höchsteigehändigen

Unterschrift und aufgedruckten Königlichen Lehn-Siegel. So gegeben und geschehen Berlin den roten Julii 1770

Friedrich

L. S.

v Dorville.«

Hier im Preußischen also, anstatt der vom Kaiser gewährten 10 Jahre, eine 20 Jahre geltende Schutzfrist; diese allerdings, wie es anders nicht möglich, auf preußisch verwaltete Territorien beschränkt. Immerhin wird der Import auswärtig hergestellter Nachdrucke von preußisch privilegierten Übersetzungen verboten. Für das Bestreben um wirtschaftliche Disziplin und reelle Geschäftspraxis auch im Buchhandel spricht überdies die Verpflichtung zur Einhaltung des einmal angekündigten Buchpreises sowie die zur Bedingung gemachte einwandfreie Drucklegung und Ausstattung des privilegierten Buches. Die Feststellung unseres anonymen Engländers – »C'est à Berlin & à Leipzig qu'on imprime le moins mal« (Q 75, S. 24 f.) – scheint also nicht von ungefähr zu kommen.

Soviel zum Nachdruck und die – freilich noch immer unzureichenden – Maßnahmen, sich gegen ihn zu schützen. – Wie der hart geführte Konkurrenzkampf sich auf die Lage der dadurch ins Zeitgedränge geratenden Übersetzer auswirkt, haben wir bereits vernommen. Doch daß nicht nur der Übersetzer es schwer hat, sondern auch sein Arbeitgeber, der Verleger oder Buchhändler, manchen Ärger auszustehen bekommt – vernehmen wir dazu den »Vorbericht zur neuen Auflage« einer Übersetzung nach Caracciolis »Jouissance de soi-même«, deren deutscher Titel lautet: »Der Genuß seiner selbst, oder gründliche Anleitung, wie man seine Glückseligkeit am sichersten befördern könne und müsse«; vermutlich ist es der Augsburger Verleger Matthäus Rieger selbst, der da schreibt: »Andere Verleger suchten zwar anfänglich das Werk durch eine unter der Aufschrift, Betrachtung, u. s. w., zum Vorschein gekommene Übersetzung zu unterdrücken, man bemühte sich so gar solche in den öffentlichen Blättern verächtlich zu machen, mit dem scheinbaren Grund des Unterscheids, eines gelehrten gegen einen ungelehrten Schreiber... Doch dieser kleine Federkrieg verdient keiner sonderbaren Anregung (d. h. Erwähnung).« Der gekränkte Verleger versucht augenscheinlich, die Anleitung, wie man seine Glückseligkeit am sichersten befördern könne und müsse, zu beherzigen und seinen Groll herunterzuschlucken, indem er fortfährt: »Der Vorfall, daß sich um die Übersetzung dieses Werks zu gleicher Zeit zwey um die Wette beeffert, kann auch auf der guten Seite dahin ausgelegt werden, daß es noch mehr als einen gebe, der seinen Mitbürgern richtige und nützliche Grundsätze in seiner Muttersprache mitzuthemen beflissen seye... beyde Werke würden von gehörigem Nutzen gewesen seyn, ohne daß ersteres durch das letztere mit solcher höhnischen und verächtlichen Abschilderung wäre verkleinert worden.« Eine Unver-

schämtheit – das zu betonen, kann er sich dann trotzdem nicht verkneifen – war es schließlich doch, was die Konkurrenz ihm da einbrockte. »Doch«, tröstet er sich, »eine solche Aufnahme des Genusses seiner selbst war zum Glück nicht allgemein.« (Q 7, S. 25 ff.)

Zur Zusammenfassung der kommerziellen Bedingungen des deutschen Übersetzungsbetriebs im 18. Jahrhundert, können wir getrost wieder einmal Johann Gottfried Gellius das Wort erteilen. »Das Schicksal der deutschen Übersetzungen«, schreibt er, »ist bekannt. Es erscheint ein berühmtes Original in fremder Sprache; alsbald wird der Schluß gefaßt, es zu übersetzen. Diese Arbeit nun muß so sehr als möglich beschleunigt werden. Auf der einen Seite wünscht sie das neugierige Publicum bald vollendet, und zwar mit aller ersinnlichen Schönheit vollendet zu sehen; (ein sehr widersprechender Wunsch!) auf der andern dringt der Verleger zum Vortheile seiner Angelegenheiten darauf; und das darf ihm niemand verdenken, denn mehr nichts, als Vortheil, war seine Absicht. Gesetzt auch, er ist vernünftig genug, einzusehen, daß die Eil schlechterdings der Vollkommenheit des Werks schadet, so darf er doch nach seiner Einsicht nicht verfahren; denn um ihn her lauern andre gewinnsüchtige Leute, gegen die man weder durch das Recht der ersten Ankündigung, noch durch Privilegien sich genug verwahren kann.« (Q 73, S. 2 f.)

Diese aus bester Kenntnis des zeitgenössischen Übersetzungswesens gemachten Feststellungen bestätigen in der Tat fast alles, was wir darüber aus den Vorreden der Übersetzer erfahren konnten. Ergänzend wäre nur darauf hinzuweisen, daß nicht nur die Übersetzer, die ja, soweit das Übersetzen ihr Broterwerb war, den Verlegern gegenüber in einem Abhängigkeitsverhältnis standen, sondern auch diese selbst gelegentlich sich einer heftigen Kritik ausgesetzt sahen. Wie Friedrich Nicolai in seinem »Sebaldu Nothanker« die zu seiner Zeit tätigen Übersetzer einschätzt, haben wir in unserem ersten Kapitel dargelegt. Daß er überdies nicht anstand, über gewisse Kollegen, Buchhändler und Verleger gleich ihm selbst, herzuziehen, bleibt hier nachzutragen. Sie hätten Deutschland mit »Übersetzungsmanufakturen« überschwemmt, heißt es ebendort. Übersetzungsmanufakturen – als der weltfremde Sebaldu bei seinem Gesprächspartner sich erkundigt, was darunter zu verstehen sei, bekommt er zu hören: daß es dabei fast ebenso zugeht wie bei der Herstellung von Textilien und »daß keine Lieferung von Hemden und Strümpfen für die Armee genauer bedungen wird, und richtiger auf den Tag muß abgeliefert werden, als eine Übersetzung aus dem Französischen: denn dieß wird für die gemeinste, aber auch für die gangbarste Waare in dieser Manufaktur geachtet« (Q 74, S. 98). Entsprechend die Qualität der gelieferten Arbeit; aber auf sie komme es dem Verleger nicht so sehr an: »Wenn er drey Alphabete,

in groß Oktav oder in groß Quart, zu Kompletirung seiner Messe nöthig hat, so sucht er unter allen neuen noch unübersetzten Büchern von drey Alphabeten dasjenige aus, dessen Titel ihm am besten gefällt. Hat er einen Übersetzer gefunden, (welches eben nicht schwer ist,) der noch drey Alphabete bis zur nächsten Messe übernehmen kann, so handeln sie über den armen Franzosen oder Engländer, wie zwey Schlächter über einen Ochsen oder Hammel, nach dem Ansehen, oder auch nach dem Gewichte. Wer am theuersten verkauft, oder am wohlfeilsten eingekauft hat, glaubt, er habe den besten Handel gemacht.« (Ebd., S. 100 f.)

Ebendieser Nicolai nun, von dem kaum einer annehmen wird, daß er diese scharf-kritischen Bemerkungen zur zeitgenössischen Verlegerpraxis lediglich als Privatmeinung einer Romanfigur und nicht auch als seine ganz persönliche betrachtet haben wollte – ebendieser Nicolai, Buchhändler zu Berlin, hat fünf Jahre später, 1778, eine Übersetzung aus dem Englischen mit dem Titel »Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkels, nebst den Leben verschiedener merkwürdiger Frauenzimmer«, mit 16 Kupferstichen von Chodowiecki versehen, herausgebracht (Q 1). Der Veröffentlichung vorausgegangen war eine das Werk (dessen ungenannter und wahrscheinlich auch Nicolai unbekannter Verfasser Thomas Amory ist) in höchsten Tönen anpreisende, gesondert gedruckte Ankündigung sowie die Aufforderung zur Subskription, der, wie die später im Buch abgedruckte Pränumerantenliste zeigt, 700 Personen nachkamen. In dieser Ankündigung hatte der geschäftserfahrene Nicolai, wohl mit voller Überlegung, etwas – von den Folgen her gesehen – höchst Unüberlegtes getan, das ihn später insgeheim auch sicherlich gereut haben wird: er hatte, unter Berufung auf eine englische Besprechung in Griffiths »Monthly Review«, seinen obskuren Johann Bunkel als ein Werk gerühmt, das seiner Originalität nach mit Shakespeare und Richardson zu vergleichen sei.

Ein Skandal! Wieland, der gutmütige, gemeinhin stets konziliante Wieland war außer sich und hackte über sechs Nummern seines Teutschen Merkurs hinweg auf dem unglückseligen Nicolaischen Verlagsprodukt herum. »Eine gar feine Historia – in ein Lesebuch für Handwercksbursche und Waschnymfen! O Bunkel! Bunkel! – Und o! was sollen wir von Dir sagen, preißwürdiger, hochverdienter Herausgeber Verleger eines so angenehmst-seltamsten, so erhaben – sonderbaren, so erbaulichst-lehrreichen Original-Werkes? – Und was von dir, treuffleißiger Ladenjunge, der du durch eine so würdige Übersetzung eines solchen Operis der Welt schon in deiner zarten Jugend gezeigt hast, was sie von einem Ganskopf und drei Schreibfingern wie die deinigen, dereinst noch zu erwarten hat!« (Q 76, 1778: 4. Vj. S. 173.) Die Inhaltsanalyse, die Wieland anstellt, nimmt, im umgekehrten

Verhältnis zu dem Wert, den er dem Buch beimißt, ungewöhnliche Ausmaße an. Er läßt an dem Johann Bunkel auch nicht ein gutes Haar. Und Nicolai, dem Herausgeber, zögert er nicht, unverblümt vorzuwerfen, er habe mit seiner völlig unsachgemäßen Werbung und verführerischen Subskriptionseinladung, die Gutgläubigkeit und das an seinen Namen geknüpfte Vertrauen des Publikums schnöde mißbraucht. Nicolai läßt den Vorwurf ungehöriger Geschäftspraktiken natürlich nicht auf sich sitzen. Voller Erbitterung geht er zum Gegenangriff über. Mit der Absicht, den Herausgeber des Teutschen Merkurs der persönlichen Gehässigkeit und Rachsucht zu bezichtigen, stellt er die Frage, warum »ein Mann wie Wieland« wohl so viel Zeit auf die Zergliederung eines seiner Meinung nach doch so schlechten Buches verwandt habe. Wielands Antwort darauf läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig – und dann bekommt Nicolai etwas zu hören, das ihm gewissermaßen bekannt vorkommen mußte: »Hätte der Herr Buchhändler N. es mit diesem Buche gemacht, wie hundert andre seines Gewerbes es mit hundert andern schlechten Originalen und schlechten Übersetzungen schlechter Engländischer und Französischer Bücher machen: hätte er, weil er doch einmal in der Meynung stand, daß Johann Bunkel einen gangbaren Artikel abgeben könnte, das Buch in aller Stille übersetzen lassen, hätt' es dann wie andre Fabrikwaren dieser Art, auf die Messe gebracht, und es nun darauf ankommen lassen, ob es Liebhaber finden werde oder nicht: hätt' er so verfahren, so kann er versichert seyn, ich würde seinem Bunkel die Ehre, ihn näher zu beleuchten, so wenig erwiesen haben, als andrer Makulaturwaare dieses Gelichters, womit Teutschland überschwemmt wird.« (Q 76, 1779: 1. Vj. S. 158.)

Fabrikware! – Nicolai, wir erinnern uns, hatte, im »Sebaldu Nothanker«, verächtlich von der Manufakturware im Übersetzungsgeschäft gesprochen. Fabrikware also, und zwar von der minderwertigsten Sorte, bietet er selbst dem deutschen Publikum an. Nun, das ist in seiner Branche so ungewöhnlich nicht. Aber Wieland, so scheint es, kann und will sich nun einmal nicht beruhigen angesichts einer der wirklichen Qualität des angebotenen Buchs derart unangemessenen und, seiner Überzeugung nach, bewußt irreführenden Reklame, wie sie der Berliner Verleger veranstaltet hatte. »Nach einer solchen Ankündigung, unter einer solchen Garantie, wie konnte man weniger erwarten, als ein Buch, das die größten und seltensten Vollkommenheiten in sich vereinige? Nach den Ausdrücken, worinn die Revierers und Herr Nicolai davon sprachen, konnte man nicht anders« – als subskribieren. Da gibt es keine Entschuldigung, und in keiner Weise auch kann ihn die Berufung auf jene englische Rezension von der Verantwortung für den »häßlichen Wechselbalg eines Irländischen Nonkonformistischen Zwitters von Schwärmer und Freygeist« befreien. »Er wäre

blos Verleger? Warlich,« fährt Wieland fort, »ein Verleger, der ein Buch so ankündigt, es durch solche Anstalten ausbreitet; es noch zum Überfluß durch eine weitläufige Vorrede in die Welt einführt; ein solcher Verleger ist ein Herausgeber, und man kann wenigstens von ihm fordern, daß er wisse, was er thue.« (Q 76, 1779: I. Vj. S. 165 f.)

Soviel – aus der Sicht eines Mannes, der, wiewohl er hier ein wenig übers Ziel hinausgeschossen sein mag, in seinem Urteil gemeinhin nicht für unbillig gelten kann – über die

»Verlegerkünste« eines der tüchtigsten und berühmtesten deutschen Buchhändler. »Practica est multiplex« lautet das Motto, das Wieland seinem »Anti-Bunkel« vorangestellt hat. Zur Ergänzung dieses Wortes wollen wir – und zwar nicht nur dem Verleger, insofern er, wie es ja sein Beruf verlangt, in erster Linie Geschäftsmann ist, sondern auch demjenigen, der ein in tieferem Verstande problematisches Geschäft betreibt, dem Übersetzer, den Sinn einer weiteren Sentenz zugute halten; sie heißt: »Errare humanum est.«

Schlußbetrachtung

Die Aufgabe, wie wir sie uns gestellt hatten, ist erfüllt. Vor uns liegen vier mit Zitaten vollgepfropfte Kapitel – und beileibe keine Geschichte des Übersetzens im 18. Jahrhundert. Eine solche zu schreiben hat vor mehr als 50 Jahren Walter Fränzel unternommen: im großen und ganzen eine verdienstvolle Arbeit, die, wiewohl darin, der Übersetzungstheorie gegenüber, die konkreten Fragen der Praxis ein wenig zu kurz gekommen sind, bis heute ihre Gültigkeit behalten hat. Fränzel hatte etwas getan, das im Rahmen unseres enger gefaßten Themas allenfalls beiläufig geschehen konnte. Literaturgeschichtliche Zusammenhänge und Entwicklungen herauszuarbeiten – das war von vornherein nicht unsere Absicht gewesen. Hätten wir dies gewollt, so wäre es darauf angekommen, zukunftsweisende Ansätze der erst später vollentwickelten Übersetzungskunst in den Vordergrund zu rücken und vor allem die Übersetzungstexte selbst zu untersuchen und mit ihrer fremdsprachigen Vorlage, den Originalen, zu vergleichen.

Stattdessen machten wir (wie sich dies für den Bibliothekar schickt) im Vorhof der eigentlichen Wissenschaft halt, und womit wir hier aufwarten können – das sind (um die Sache formelhaft zu bezeichnen) *Materialien zu einer neuen Geschichte des Übersetzens im 18. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Übersetzer- und Herausgeberpraxis*. – Wir haben beim Zusammenstellen unserer dokumentarischen Speisekarte vorzüglich, ja fast ausschließlich Vorreden berücksichtigt. Das geschah nicht allein darum, weil nur befristete Zeit uns zur Verfügung stand und mithin eine Beschränkung des Programms geboten war, es geschah vielmehr mit Grund und Bedacht. Wir sind von der Beobachtung ausgegangen, daß die Übersetzer des 18. Jahrhunderts, die ja meist in den von ihnen übersetzten Büchern nicht einmal namentlich genannt sind, im literarischen Leben ihrer Zeit ein Schattendasein führen, das sie, wie wir meinen, nicht immer verdient haben. Entsprechend hat die Forschung sich ihrer nur ganz selten angenommen, und dann eigentlich auch

nur, wenn der betreffende Übersetzer noch anderweitig, als Verfasser eigener Schriften, hervorgetreten ist. Daß unsere hauptamtlichen und selbst die namenlosen Übersetzer irgendwo auch etwas Eigenes zu sagen haben, dem in gewisser Hinsicht ein oft nicht unbeträchtlicher literaturgeschichtlicher Quellenwert zukommt, nämlich in ihren Übersetzungsvorreden – auf diesen Gedanken verfällt so leicht niemand, zumal hier auch die üblichen Bibliothekskataloge keinerlei Hinweise geben.

Nun sind es aber im allgemeinen gerade nicht die namhaften und somit eher beachteten Übersetzer, von denen wir die ergiebigsten Aufschlüsse über ihre Arbeit und die Übersetzungspraxis ihrer Zeit erhalten. Sie nämlich, wie etwa Lessing und Wieland, die ohnehin, und zwar auf Grund ihrer originalschriftstellerischen Leistung, der Respektierung durch das Publikum sicher sein dürften, hatten, wenn sie eine Übersetzung vorlegten, es nicht nötig, sich über die Bedingungen, Probleme und Widerstände, mit denen sie beim Übersetzen fertig werden mußten, umständlich auszulassen. So verliert Lessing beispielsweise, in der knappen Vorrede zu seiner Übersetzung von Diderots Schauspielen (Q 14), nicht ein Wort darüber, wie ihm beim Übersetzen zumute war.

Ganz anders ins Zeug werfen sich da die kleineren Geister. Für sie bedeutet die Tätigkeit des Übersetzens mehr als bloßes Ausfüllen einer schöpferischen Pause, um das viel Aufhebens zu machen man keine Veranlassung hätte. Übersetzen, das ist vielmehr ihr Hauptgeschäft – und wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Sie, die gewissermaßen verhinderten Originalschriftsteller, die aufs Übersetzen sich spezialisiert haben – sie vor allem sind es denn auch, denen wir viel wertvolle Auskünfte über Spezialfragen des Übersetzerhandwerks und des zeitgenössischen Übersetzungsbetriebs verdanken.

Freilich, indem wir fast nur sie und nicht auch ihre Antipoden, die hochthronenden »Kunstrichter«, haben zu Wort kommen lassen, ist das hier entstandene Bild einseitig. Aber

das geschah, wie bemerkt, nicht ohne Überlegung. Stützt sich doch sonst, wie auch die erwähnte Darstellung von Walter Fränzel auf der anderen Seite, die literaturgeschichtliche Beurteilung des deutschen Übersetzungswesens im 18. Jahrhundert nur allzu sehr auf die *kritischen* Äußerungen der Zeitgenossen. Zur Korrektur dieser anderen Einseitigkeit dürften denn, unserer Meinung nach, gerade die Stimmen aus der Froschperspektive der Übersetzer selbst geeignet sein. Es war daher unsere Absicht, endlich einmal auch diese

Stiefkinder der Literaturgeschichtsschreibung, ungeachtet ihres künstlerischen Rangs und der wirklichen Qualität des von ihnen Geleisteten, in eigener Sache zu vernehmen. Überdies aber hatten wir zeigen wollen, in welchen Formen sich in Deutschland der überaus lebhafteste Übersetzungsbetrieb am Vorabend des Erwachens einer originalen Nationalliteratur abspielte. Wie weit dies uns gelungen, nun, darüber mögen – um mit einer damals beliebten Vorredner-Formel zu schließen – die Kenner befinden.

Literaturverzeichnis

VORBEMERKUNG ZUR Aufnahme der Übersetzungstitel:

Einer jeden der hier aufgeführten Übersetzungen haben wir das ihr zugrunde liegende Original vorangestellt, und zwar mit Angabe des Autorennamens, des vollständigen Werktitels, jeweils in der ermittelten Form, sowie seiner Entstehungszeit bzw. des Erscheinungsjahrs der ersten Ausgabe. So zu verfahren hat den Vorteil, daß die Übersichtlichkeit der Aufnahme des Übersetzungstitels nicht beeinträchtigt wird durch die vielfach nötigen Ergänzungen, die in Klammern einzufügen gewesen wären. Der Name des Autors jedenfalls wäre, soweit er auf dem Titelblatt der Übersetzungsausgaben überhaupt und in vollständiger und korrekter Form erscheint, in den meisten Fällen nicht an den Anfang der Aufnahme zu stehen gekommen: läßt doch der damals in Deutschland noch herrschende Brauch, möglichst alle Angaben des Titelblatts grammatisch miteinander zu verbinden, den Autor gerne erst an späterer Stelle und dann meistens in genetivischer Form auftreten. Es empfiehlt sich also, die bibliographisch wichtigen Elemente zunächst einmal klar herauszustellen. – Nachdem dies geschehen ist, wird der, wie gesagt, mehr oder weniger grammatisch verschlungene Übersetzungstitel wörtlich mit allen Angaben der Vorlage wiedergegeben. Übergangen werden dabei lediglich die hin und wieder vorkommenden Titulaturen und Standesprädikate, sofern sie den Namen der angeführten Autoren oder Übersetzer appositionell nachgestellt sind und somit, im Gegensatz zu den vorangestellten, keinerlei Einfluß auf die Flexionsformen des mit dem Titel gegebenen syntaktischen Gebildes haben. Wenn wir uns, wie bei den zitierten Textstellen, auch hier strikt an die buchstäbliche Orthographie der jeweiligen Vorlage halten, so nehmen wir uns jedoch gegenüber der Groß- und Kleinschreibung sowie der Interpunktion die Freiheit heraus, sie dem heutigen Gebrauch weitgehend anzupassen. Das hat seinen besonderen Grund, und der liegt darin, daß bei den Titelblättern auch noch des 18. Jahrhunderts die Verwendung von Majuskeln und Minuskeln wie auch der Satzzeichen in vielen Fällen ganz offensichtlich nicht vom Text oder von schriftstellerischen Erwägungen her bestimmt ist (eine gewisse Folgerichtigkeit müßte sonst doch wohl zu erkennen sein), sondern fast einzig auf Gesichtspunkten einer ästhetisch-typographisch wirkungsvollen Gestaltung beruht. Textlich irrelevant für unseren Zusammenhang ist überdies der Wortlaut des Erscheinungsvermerks: es genügt hier also durchaus eine normierte Aufnahme in der allgemein üblichen Form. – Was schließlich die, in Klammern, ergänzten Namen anonymer Übersetzer anbetrifft, so entstammen sie, soweit sie nicht außerhalb der Titelblätter in den bearbeiteten Büchern selbst, etwa als Unterschrift einer Vorrede, zu finden waren, hauptsächlich den unten verzeichneten Bibliographien von Fromm und Price. – Beischriften, Beigaben, Illustrationen u. dergl. sind in der eigentlichen Aufnahme nur soweit vermerkt, als dies auf der vorliegenden Titelseite geschieht. Das gleiche gilt für die Auflagebezeichnung: ergänzt wird sie deshalb nicht, weil sie fast nie mit Sicherheit zu ermitteln ist. – Die für unsere Untersuchung interessanten Äußerungen der Übersetzer und Herausgeber, wie Vorreden, Widmungsschreiben usw., verzeichnen gesonderte An-

merkungen im Anschluß an die Titelaufnahme. Dabei erscheint durchweg wieder eingeklammert, was so nicht wörtlich als Überschrift im betreffenden Buch gedruckt steht. – Vermerkt ist endlich noch, mit dem Sigel der besitzenden Bibliothek (24 = Württ. LB Stuttgart, 38 = UuStB Köln), die jeweilige Bibliothekssignatur.

A. QUELLEN

1. AMORY, Thomas: The Life of John Bunclie Esq. 1756–66.
+ Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkels, nebst den Leben verschiedener merkwürdiger Frauenzimmer. Aus dem Engländischen übers. (von R. von Spieren.) Mit hinzugefügten Bemerkungen und Meinungen und 16 Kupferstichen von D(aniel) Chodowiecki. Th. 1–4. – Berlin: Nicolai 1778.
– (Kaiserl. Privilegium.)
– Vorrede (von Friedrich Nicolai.) 24: fr. D. 8° 824
2. (Unbekannter Verfasser:) The ART of contentment. 1677.
+ Die Kunst der Geduldt. Aus dem Engl. (übers. von Georg Wolfgang Panzer.) – Nürnberg: Riegel 1764.
– Vorbericht des Übersetzers. 38: P 9/161
3. BUFFON, Georges Louis Leclerc de: Histoire naturelle. 1749–88.
+ Herrn von Buffons allgemeine Naturgeschichte. Eine freye mit einigen Zusätzen verm. Übers. (von Friedrich Heinrich Wilhelm Martini) nach der neuesten franz. Ausgabe von 1769 in 8°. Th. 1–7. – Berlin: Pauli 1771–74.
– (Königl. Preuß. Privilegium, 1770.) 24: A 3/2370
4. BUTLER, Samuel: Hudibras. 1663–78.
+ Samuel Butlers Hudibras. Ein satyrisches Gedicht wider die Schwermer und Independenten zur Zeit Carls des Ersten in neun Gesängen. Aus dem Engl. übers. (von Johann Jakob Bodmer und Johann Heinrich Waser.) Mit historischen Anmerkungen und Kupfern vers. – Hamburg und Leipzig 1765.
– Vorrede. 24: fr. D. 8° 189
5. BUTLER, Samuel: Hudibras. 1663–78.
+ Butlers Hudibras. Frey übers. von Dietrich Wilhelm Soltau. (Neu umgearbeitet, mit verm. Anmerkungen.) – Königsberg: Nicolovius 1797.
– (Vorrede von Soltau.) 24: fr. D. 8° 190
6. CARACCIOLI, Louis Antoine de: De la Gaieté. 1762.
+ Herrn Marquis Caraccioli Munterkeit des Gemüths. Aus dem Franz. übers. von J(ohann) B(enedict) M(enrad) L(öhle). – Ulm, Frankfurt und Leipzig: Wohler 1767.
– (Widmungsgedicht.) 38: P 9/82

7. CARACCIOLI, Louis Antoine de: La Jouissance de soi-même. 1759.
 + Der Genuß seiner selbst, oder gründliche Anleitung, wie man seine Glückseligkeit am sichersten befördern könne und müsse. Nach der beliebten franz. Ausg. des Herrn Marquis Caraccioli übers. durch A (braham) v(on) d(e) W(alle). Nebst einem Schreiben des Herrn Verfassers wegen dieser Ausg., mit verschiedenen gehörigen Orts eingeschalteten beträchtlichen Zusätzen verm. 2. Aufl. – Augspurg und Leipzig: Rieger (1766).
 – (Widmungsschreiben der Verleger.)
 – Schreiben des Herrn Marquis Caraccioli an den Übersetzer (1758).
 – Vorbericht des Übersetzers (1758).
 – Vorbericht zur neuen Auflage. 38: P 9/164
8. CONDILLAC, Etienne Bonnot de: Essai sur l'origine des connaissances humaines. 1746. U. a.
 + Des Herrn Abts von Condillac Geschichte der ältern und neuern Zeiten. Aus dem Franz. übers. von Johann Christoph von Zabuesnig. Bd 1–13. – Augspurg: Rieger 1778–85.
 – Vorrede des Übersetzers. 24: Allg. Gesch. 8° 467
9. CORNEILLE, Pierre: Rodogunc, princesse des Parthes. 1644–45.
 + Rodogüne, Prinzessin der Parther. Ein Trauerspiel in fünf Acten des Herrn Corneille. [Zum Behuf des Hamburgischen Theaters.] (Übers. von Georg Behrmann.) – Hamburg und Bremen: Cramer 1769.
 – (Vorrede des Übersetzers.) 24: fr. D. 8° 4531
10. COYER, Gabriel François: Bagatelles morales. 1755.
 – Moralische Kleinigkeiten. Aus dem Franz. übers. – Leipzig: Breitkopf 1755.
 – (Widmungsschreiben.)
 – Vorbericht des Übersetzers.
 – Vorbericht (zu: Schreiben an eine englische Dame). (S. 151 ff.)
 24: fr. D. 8° 4529
11. DESTOUCHES, Philippe Néricault: (Théâtre complet.)
 + Des Herrn Néricault Destouches sämtliche theatralischen Werke. Aus dem Franz. übers. Th. 1–4. – Leipzig und Göttingen: Luzac 1756.
 – Vorbericht (des Übersetzers). 24: fr. D. 8° 2367
12. DESTOUCHES, Philippe Néricault: (Théâtre.)
 + Destouches für Deutsche. Von (August Gottlieb) Meißner und (Wilhelm Christhelf Sigmund) Mylius (bearb.). Erster Theil. Enthält den Verschwender (Le Dissipateur; 1736) und den Ruhmsüchtigen (Le Glorieux; 1732) nebst einigen Abhandlungen von A. G. Meißner. – Leipzig: Weygand 1779.
 – (Widmungsschreiben.)
 – Vorbericht (von Meißner).
 – Anhang (Abhandlungen). 24: fr. D. 8° 2368
13. DESTOUCHES, Philippe Néricault: Le Glorieux. 1732.
 + Der Ruhmredige. Ein Lustspiel in Versen in fünf Aufzügen. Aus dem Herrn Néricault Destouches Französischen übers. (von Johann Elias Schlegel.) – Leipzig: Teubner 1745.
 – Vorrede des Übersetzers.
14. DIDEROT, Denis: (Théâtre.)
 + Das Theater des Herrn Diderot. Aus dem Franz. (übers. von Gotthold Ephraim Lessing.) Th. 1. 2. – Berlin: Voß 1760.
 – Vorrede des Übersetzers. 24: fr. D. 8° 2376
15. Nouvelles FABLES choisies . . . /
 + Außerlesene Fabeln (!). Von denen berühmtesten frantzösischen Autoren dieser Zeit in Reimen gebracht; anjetzo aber in ungebundener teutscher Rede verfasst. In zwey Theil (d. h. zweisprachige Ausg.!) – Augspurg: Krauß 1715.
 – Erinnerung an den Leser.
 – Prooemium, oder Vorrede . . . 24: fr. D. 4° 72
16. FABLES choisies . . . / Favole scelte . . . /
 + Außerlesene Fabeln. Aus dem Frantzösischen in das Italianische durch den Herrn de Veneroni, Sprach-Meistern zu Paris; und dann durch Herrn Balthasar Nickisch, Sprach-Meistern zu Augspurg, ins Teutsche übersetzt. Alles mit Kupffer-Stücken bey einer jeden Fabel ausgezieret: der Sprach-liebenden und Kunst-geneigten Jugend zu nützlicher Ergötzlichkeit. – Augspurg: Krauß 1718. (Dreisprachige Ausg.)
 – Vorrede (des Verlegers Johann Ulrich Krauß). 38: W. A XI 29
17. FÉNELON, François de Salignac de la Mothe: Les Aventures de Télémaque. 1699.
 + Les Aventures de Télémaque, fils d'Ulysse, composées par feu Messire François de Salignac de La Motte(!) Fénelon. Nouvelle édition, revue, corrigée et enrichie de belles remarques allemandes par Joseph Antoine d'Ehrenreich. Avec figures. – o. O. Wohler 1762.
 – Avertissement au lecteur français.
 – Vorrede. 24: fr. D. 8° 2611
18. FÉNELON, François de Salignac de la Mothe: Les Aventures de Télémaque. 1699.
 + Die Begebenheiten des Printzen von Ithaca, oder: Der seinen Vater Ulysses suchende Telemach. Aus dem Frantzösischen des Hrn. von Fénelon in teutsche Verse gebracht und mit mythologisch-geographisch-historisch und moralischen Anmerkungen erläutert von Benjamin Neukirch. Th. 1–3. – Berlin und Potsdam: Rüdiger 1731–39.
 – (Widmungsschreiben, 1727.)
 – Vorbericht des Verlegers.
 – Vorrede (von Neukirch). 24: fr. D. 8° 2622
19. FÉNELON, François de Salignac de la Mothe: Les Aventures de Télémaque. 1699.
 + Die Abentheuer oder seltsame Zufälle, so Telemacho, dem Sohn Ulyssis, widerfahren seynd. Aus dem Frantzösischen ins Teutsche übersetzt und denen Teutschen zu Lieb also eingerichtet, daß sie ohne sonderliche Mühe das Teutsche wieder zuruck ins Frantzösische setzen und diese Sprach aus dem Grund erlernen können. In vier Tomos abgetheilt. Von Joanne Michaele Metz. – Wirtzburg: Rausch 1743–44.
 – Vorrede. 24: fr. D. 8° 2625
20. FERGUSON, Adam: Institutes of moral philosophy. 1769.
 + Adam Fergusons Grundsätze der Moralphilosophie. Übers. und mit einigen Anmerkungen vers. von Christian Garve. – Leipzig: Dyck 1772.
 – Anmerkungen des Übersetzers. (S. 285–420.) 38: P 9/177
21. FIELDING, Henry: The History of the adventures of Joseph Andrews and his friend Mr. Abraham Adams. 1742.
 + Begebenheiten des Joseph Andrews und seines Freundes Abraham Adams. In dem Geschmacke der Abentheuer des Don Quixotte geschrieben. Englisch durch Herrn Fielding herausgegeben. (Aus dem Franz.!) Ins Deutsche durch ein Mitglied der deutschen Gesellschaft übers. Mit Kupfern. – Danzig: Rüdiger 1745.
 – Vorbericht des Verlegers.
 – Brief einer englischen Dame (der franz. Übersetzerin) . . . 24: fr. D. 8° 467
22. FIELDING, Henry: The History of the life of the late Mr. Jonathan Wild the Great. 1743.
 + Geschichte Herrn Jonathan Wild des Großen. Aus dem Engl. des Herrn Fielding übers. – Kopenhagen: Rothen 1759.
 – Vorbericht des Verlegers. 24: fr. D. 8° 465
23. (Unbekannter Verfasser:) La FILLE de Chantilly, ou l'Histoire de Mademoiselle*** dans les lettres de Mons. ***.
 + Das Chantillysche Mägdgen oder die Geschichte eines Parisischen Frauenzimmers in den Briefen des Herrn *** an einen guten Freund. Aus dem Franz. übers. – Breßlau und Leipzig: Pietsch 1755.
 – Vorrede (des Übersetzers). 24: fr. D. 8° 3279
24. FONTENELLE, Bernard Le Bovier de: (Œuvres choisies.)
 + Herrn Bernhards von Fontenelle Auserlesene Schriften, nämlich von mehr als einer Welt (Entretiens sur la pluralité des mondes; 1686), Gespräche der Todten (Dialogues des morts; 1683) und die Historie der heydnischen Orakel (Histoire des oracles; 1687). Vormalis einzeln hrsg.,

- nun aber mit verschiedenen Zugaben und schönen Kupfern vermehrter ans Licht gestellt von Johann Christoph Gottsched. (5. Aufl.) – Leipzig: Breitkopf 1760.
 – (Vorrede von Gottsched, 1751.)
 – Nachschrift wegen dieser fünften Auflage (1759).
 – Des Übersetzers Abhandlung von Gesprächen überhaupt. (S. 3ff.)
 – Vorrede des Übersetzers bey der ersten Ausgabe der Gespräche von mehr als einer Welt, von 1725. (S. 45ff.)
 – Auszug aus einem Schreiben des sel. Mannes (Fontenelle) an den Übersetzer, 1726 geschrieben. (S. 722.)
 – Nachschrift eben desselben in einem Briefe an den sel. Prof. Hausen allhier. (S. 722.) 38: W. H I 79
25. FONTENELLE, Bernard Le Bovier de: Dialogues des morts. 1683.
 + Bernhards von Fontenelle Gespräche der Todten und Plutons Urtheil über dieselben. Zum erstenmahl ins Teutsche übers. und mit einer Vorrede von Gesprächen überhaupt vers. von Joh(ann) Christ(oph) Gottsched. – Leipzig: Breitkopf (1727).
 – (Widmungsschreiben.)
 – Discurs des Übersetzers an statt einer Vorrede, darinnen von Gesprächen überhaupt gehandelt wird. 24: fr. D. 8° 2689
26. FRIEDRICH II., König von Preußen: (Euvres poétiques.)
 + Poetische Werke des Weltweisen zu Sans-Souci. Aus dem Franz. nach der Lioner Ausg. übers. (von M. . . . n.) Mit beigefügten Abweichungen der Berliner Ausg. 2. verb. Aufl. Th. 1. 2. (Th. 2: Mit verschiedenen ganz neuen Stücken vermehret.) – o. O. 1760.
 – Th. 1: (Widmungsschreiben des Übersetzers M. . . . n.)
 – Th. 1: Vorrede.
 – Th. 2: Vorrede des Übersetzers. 24: fr. D. 8° 2729
27. GALLIANI, Ferdinando: Dialogues sur le commerce des blés. 1769.
 + Probe einer Übersetzung der Gespräche des Abbé Galiani über den Getraidehandel. – In: Der Neue Teutsche Merkur. 1800. Stück 12. S. 243ff.
 – Vorbericht des Herausgebers des T. M. (Christoph Martin Wieland.) 38: AP 4485–1800, 2
28. GLOVER, Richard: Leonidas. 1737.
 + Leonidas. Ein Heldengedicht. Aus dem Engl. übers. (von Johann Arnold Ebert.) – In: Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der Bremischen neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes. Stück 1. 2. – Leipzig: Dyck 1748.
 – Vorbericht des Übersetzers. 24: Misc. 8° 2481
29. GRACIÁN Y MORALES, Baltasar: El Criticón. 1651.
 + Der entdeckte Selbst-Betrug, oder Balthasar Gracians Criticon über die allgemeinen Laster des Menschen, welche demselben in der Jugend, in dem mannlichen und hohen Alter ankleben; welches aus der frantzösischen Sprache in die teutsche übersetzt worden ist und nunmehr zum andermahl (d. h. in 2. Aufl.) heraus gegeben wird von M. Caspar Gottschling. Th. 1–3. – Halle und Leipzig: Zeitler 1721.
 – (Widmungsschreiben.)
 – Vorrede des Übersetzers (1710). 38: P 9/121
30. GRACIÁN Y MORALES, Baltasar: El Discreto. 1645.
 + Der vollkommene Mensch, oder: Wahre Abbildung eines weisen Mannes. Aus dem Spanischen des Balthasar Gracians durch P. J(oseph) de Courbeville ins Frantzösische und aus selbigem ins Teutsche übersetzt. – Augspurg: Mertz & Mayer 1729.
 – Zuschrift (der Verleger Mertz und Meyer).
 – Vorbericht (des deutschen Übersetzers, 1728). 38: P 9/127
31. The GUARDIAN. March–Oct. 1713.
 + Der Aufseher, oder Vormund. Aus dem Engländischen ins Deutsche übers. von L(uise) A(delgunde) V(ictorie) G(ottsched). Th. 1. 2. – Leipzig: Breitkopf 1745.
 – Vorrede der Übersetzerinn. 24: Misc. 8° 103
32. HOGARTH, William: Analysis of beauty. 1753.
 + Zergliederung der Schönheit, die schwankenden Begriffe von dem Geschmack festzusetzen. Geschrieben von Wilhelm Hogarth. Aus dem Engl. übers. von C(hristlob) Mylius. Verb. und verm. Abdr. – Berlin und Potsdam: Voß 1754.
 – Vorbericht des Übersetzers (1753).
 – Vorbericht zu diesem neuen Abdrucke. 38: W. A VII 76
33. LA MOTTE, Antoine Houdar de: Fables nouvelles. 1719.
 + Herrn Houdart(!) de la Motte Neue Fabeln. Aus dem Frantzösischen in deutsche Verbe übers. (von Christian Gottlieb Glafey) und durchgehends mit Kupfern gezieret. – Franckfurt und Leipzig: Siegert 1736.
 – (Kaiserl. Privilegium.)
 – Von dem Gebrauch der Fabeln und deren Bildern von Thieren.
 – Acclamations viro nobilissimo C. G. G. factae a cognato & amicis. 24: fr. D. 4° 83
34. LEE, Nathaniel: Sophonisba. 1776.
 + Sophonisbe oder der überwundene Hannibal. Ein Trauerspiel aus dem engl. Original des Nat. Lee in teutsche Reime übersezt von J. G. B(ernhold). – Nürnberg: Felbecker o. J.
 – Vorrede (des Übersetzers). 24: fr. D. 8° 826
35. LOCKE, John: Essay concerning human understanding. 1690.
 + Locke's Versuch über den menschlichen Verstand. Aus dem Engl. übers., mit einigen Anmerkungen und einer Abhandlung über den Empirismus in der Philosophie von Wilhelm Gottlieb Tennemann. T. 1–3. – Jena: Verl. des akademischen Leseinstituts 1795–98.
 – Vorrede des Übersetzers. 38: P 5/1113
36. LITTLETON, George: Poems.
 + Lord Lyttleton's Gedichte. Englisch und deutsch zum Behufe derjenigen, die das Englische mit Geschmack studieren wollen, hrsg. von J. G. Weigel. – Nürnberg: Rawe 1791.
 – Vorrede (des Übersetzers). 38: W. A VI 791
37. MACPHERSON, James: Fragments of ancient poetry collected in the Highlands of Scotland, and translated from the Gaelic or Erse language. 1760.
 + Die Gedichte Ossians, eines alten celtischen Dichters. Aus dem Engl. übers. von M(ichael) Denis. Bd 1–3. – Wien: v. Trattner 1768–69.
 – Bd 1: Vorbericht (von Denis).
 – Bd 3: (Vorbemerkung von Denis.) 38: W. A VI 792
38. MACPHERSON, James: Fragments of ancient poetry collected in the Highlands of Scotland, and translated from the Gaelic or Erse language. 1760.
 + Ossians und Sineds Lieder. Bd 1–5. (Ossians, vielm. Macphersons Lieder übers. von Michael Denis. Dessen eigene Arbeiten unter dem rückläufig zu lesenden Pseud. Sined in Bd 5.) – Wien: Wappler 1784.
 – (Kaiserl. Privilegium.)
 – Zuschrift (in Versen, von Denis).
 – An den Leser. (Mit chronologischer Bibliographie der Ossian-Ausgaben und –Übersetzungen sowie der Arbeiten über Ossian, 1762–83.) 24: fr. D. 8° 1027
39. MACPHERSON, James: Fragments of ancient poetry collected in the Highlands of Scotland, and translated from the Gaelic or Erse language. 1760.
 + Die Gedichte Ossians, eines alten celtischen Helden und Barden. (Übers. von Edmund v. Harold.) Bd 1–3. – Düsseldorf 1775.
 – (Widmungsschreiben von v. Harold.)
 – Vorbericht des deutschen Übersetzers. 24: fr. D. 8° 1024
40. MACPHERSON, James: Fragments of ancient poetry collected in the Highlands of Scotland, and translated from the Gaelic or Erse language. 1760.
 + Die Gedichte Ossians. Neuverteutschet (von Johann W. Petersen). – Tübingen: Heerbrandt 1782.
 – Vorbericht des teutschen Übersetzers. 24: fr. D. 8° 1025

41. *MAGAZIN* der neuern französischen Litteratur. Hrsg. von Wilhelm Gottlieb Becker. Stück 1–12. – Leipzig: Breitkopf 1780–82.
– Vorrede (des Herausgebers). 38: W. A I 50
42. MEISTER, Jacob Heinrich: *De la Morale naturelle*. 1788.
+ Von der natürlichen Moral. Aus dem Franz. des Hrn. M** von Hrn. Sch(althess) übers. Hrsg. und mit einigen Anmerkungen begleitet von C(hristoph) M(artin) Wieland. – Leipzig: Göschen 1789.
– An den Leser.
– Vorrede des Herausgebers. 38: P 9/222
43. MILTON, John: *Paradise lost*. Um 1667.
+ Johann Milton's verlorne Paradies. Übers. von Samuel Gottlieb Bürde. Th. 1.2 – Berlin: Vieweg 1793.
– Vorrede. 24: fr. D. 8° 957
44. PALTOCK, Robert: *The Life and adventures of Peter Wilkins*. 1751.
+ *Die fliegenden Menschen* oder *Wunderbare Begebenheiten Peter Wilkins*. (Nach einer franz. Übers. deutsch bearb. von Friedrich Wilhelm Zachariae.) – Braunschweig 1767.
– Vorbericht. 24: fr. D. 8° 936
45. POLIER DE SAINT-GERMAIN, Antoine de: *Du Gouvernement des mœurs*. 1784.
+ Von der Regierung der Sitten. Aus dem Franz. des Herrn de Polier de St. Germain übers. von Georg Friedrich Götz. – Frankfurt und Leipzig: Brönner: 1785.
– Vorbericht (des Übersetzers). 38: P 9/202²
46. POPE, Alexander: (*Complete Works*).
+ Des Alexander Pope sämtliche Werke. Mit Wilhelm (korrekt: William) Wartburtons Commentar und Anmerkungen. (Übers. von Johann Jakob Dusch.) Bd 1–12. – Strasburg: Heitz & Danbach (Bd 8–12: Mannheim) 1778–81. (Sammlung der poetischen und prosaischen Schriften ausländischer schöner Geister.)
– Bd 1: Lebensbeschreibung des Alexander Pope.
– Bd 8: (Verlagsanzeige:)Nachricht an das gelehrte Publikum wegen zwey wichtigen Instituten. (Die Gesellschaft der Herausgeber der ausländischen schönen Geister und klassischen Schriftsteller.) 24: fr. D. 8° 1084
47. POPE, Alexander: *Essay on man*. 1733–34.
+ Hrn. B(arthold) H(einrich) Brockes aus dem Engl. übersetzer Versuch vom Menschen des Herrn Alexander Pope nebst verschiedenen andern Übersetzungen und einigen eigenen Gedichten. Nebst einer Vorrede und einem Anhang von Briefen, worinnen die Einwürfe des Hrn. (Jean-Pierre de) C(rousaz) wider den *Essay on Man* beantwortet werden, aus der *History of the Works of the Learned* übersetzt von B. J. Zinck. – Hamburg: Herold 1740. (Übersetzungen nach Pope, Thomson, Milton, Addison u. a., jeweils mit Originaltext abgedruckt.)
– (Widmungsgedicht von Brockes.)
– Vorbericht (von Zinck, 1740). 24: fr. D. 8° 1093
48. POPE, Alexander: *Essay on man*. 1733–34.
+ *Essayon Man*. Der Mensch. Ein philosophisches Gedichte von Alexander Pope. Deutsche Übersetzung (von K. F. Kretsch) mit der engländischen Urschrift nach der letzten verm. Ausg. – Altenburg: Richter 1759.
– (Widmungsgedicht von Kretsch.) 24: fr. D. 4° 28
49. POPE, Alexander: *The Rape of the lock*. 1712–14.
+ Herrn Alexander Popens Lockenraub. Ein scherzhaftes Heldengedicht. Aus dem Engl. in deutsche Verse übersetzer von Luisen Adelgunde Victorien Gottschedinn. In dieser 2. Aufl. durchaus verb. und bey-nahe ganz umgearb. Mit Kupfern. – Leipzig: Breitkopf 1772.
– (Widmungsschreiben, 1744.)
– Vorrede der Übersetzerinn (1744).
– Vorbericht zu dieser neuen (2.) Ausgabe (1772).
– Anhang. (Freie Übersetzungen aus dem Franz.) 24: fr. D. 4° 30
50. RABELAIS, François: *Gargantua et Pantagruel*. 1534 und 1532(!).
+ *Gargantua und Pantagruel*. Umgearb. nach Rabelais und (Johann) Fischart von Dr. Eckstein (d. i. Christian Lävinius Sander). Bd (1.) 2. 3. – Hamburg: Hoffmann 1785–87.
– Hans Fischarts Rede.
– Nachrede Doctor Ecksteins. 38: W. B IV 221
51. RACINE, Jean: (*Théâtre*).
+ Herrn Johann Racine Theatralische Schriften. Aus dem Franz. übers. Th. 1. 2. – Braunschweig: Schröder 1766.
– Vorrede des Übersetzers.
– Leben des Herrn Racine. 24: fr. D. 8° 3833
52. RAMSAY, Andrew Michael: *Les Voyages de Cyrus, avec un discours sur la mythologie*. 1727.
+ Die Reisen des Cyrus, eine moralische Geschichte. Nebst einer Abhandlung über die Mythologie und alte Theologie von dem Ritter von Ramsay. Aus dem Franz. übers. von Matthias Claudius. Mit einer Vorrede des Asmus (d. i. M. Claudius). – Breslau: Löwe 1780.
– (Vorrede.) 38: W. B VI 101
53. RICCOBONI, Marie-Jeanne (Pseud.: Adélaïde Varençay): *Lettres de Milady Juliette Catesby, à Milady Henriette Campley, son amie*. 1759. (Vortäuschung einer Übers. aus dem Engl!)
+ Briefe der MiLady Juliane Catesby an die MiLady Henriette Campley, ihre Freundin. Aus dem Engl. (!) und Franz. in das Teutsche übers. (von Johann Christian Fischer.) – Frankfurth und Leipzig 1760.
– Vorbericht des Verlegers.
– Schreiben des Übersetzers an den Herausgeber. 24: fr. D. 8° 3933
54. Sechs SCHAUSPIELE aus dem Französischen übersetzt. – Braunschweig und Hamburg 1748. (Enth. Stücke von Cahusac, Voltaire, Destouches, Regnard.)
– Vorrede (des Übersetzers). 24: fr. D. 8° 4137
55. SHAKESPEARE, William: (*Plays*).
+ Wilhelm Shakespears Schauspiele. Von Joh(ann) Joach(im) Eschenburg (und Christoph Martin Wieland übers.). Bd 1–22. Neue verb. Aufl. – Straßburg: Levraut 1778–83. (Nachdruck!)
– Kurzer Lebensbegriff des Wilhelm Shakespear.
– Vorbericht zu der ersten Auflage (von Eschenburg).
– Vorbericht und Verbesserungen zu der neuen Auflage.
– Kritischer Anhang zum ersten Bande des deutschen Shakespear. (S. 287ff.) 24: fr. D. 8° 1266
56. SMOLLETT, Tobias Georges: *The Adventures of Roderick Random*. 1748.
+ Begebenheiten des Roderich Random. Aus der 3. engl. Ausg. übers. (von J. G. Büsch.) Th. 1. 2. – Hamburg: Brandt 1755.
– Vorrede des Übersetzers. 24: fr. D. 8° 1388
57. SMOLLETT, Tobias Georges: *The Expedition of Humphry Clinker*. 1771.
+ Humphry Klinkers Reisen. Aus dem Engl. (übers. von Johann Joachim Christoph Bode.) Neue Aufl. Bd 1–3. – Leipzig: Weidmann 1775.
– Vorrede des Übersetzers. 24: fr. D. 8° 1391
58. *The SPECTATOR*. March 1711 – Dec. 1712.
+ Der Zuschauer. Aus dem Engländischen übersetzt (von Luise Adelgunde Victorie Gottsched u. a.) 2., verb. Aufl. Th. 1–9. – Leipzig: Breitkopf 1750–51.
– Th. 1: Vorrede (1739).
– Th. 3: Vorrede (1740).
– Th. 8: Vorrede (1743).
– Th. 9: Vorrede (1744). 24: Misc. 8° 3116
59. STERNE, Laurence: *The Life and opinions of Tristram Shandy, gentleman*. 1759–67.

- + Tristram Schandis Leben und Meynungen. (Übers. von Johann Joachim Christoph Bode.) Th. 1–9. – Frankfurt und Leipzig 1776–77. – Nothdürftiges Vorbringen des Übersetzers (1774). 24: fr. D. 8° 1423
60. STERNE, Laurence: Sentimental Journey through France and Italy. 1768.
+ Yoricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. Aus dem Engl. übers. (von Johann Joachim Christoph Bode.) Bd 1–4. 4. Aufl. – Bremen: Cramer 1776–77. (Bd 3. 4.: Fortsetzung aufgrund von Sternes »hinterlassenen Papieren«.)
– Der Übersetzer an den Leser. 24: fr. D. 8° 1412
61. SWIFT, Jonathan: (Satirical and serious Writings.)
+ Satyrische und ernsthafte Schriften von Dr. Jonathan Swift. (Aus dem Engl. übers. von Johann Heinrich Waser.) Bd 1–8. – Zürich: Orell, Geßner, Fießlin & Co. 1766–72.
– Bd 5 (Gulliver): Schreiben des Herrn von Breitenfels an Herrn *** (1761). 38: W. A XI 80
62. SWIFT, Jonathan: Directions to servants. 1745.
+ Des Herrn Dr. Jonathan Swifts wo nicht unverbesserlicher doch wohlgemeynter Unterricht für alle Arten unerfahrer Bedienten, aus vieljähriger sorgfältiger Aufmerksamkeit und Erfahrung zusammengetragen. Aus dem Engl. übers. – Frankfurt und Leipzig 1748.
– Vorbericht des Übersetzers an seine geliebten Brüder und Schwestern, die Bediente insgemein. 24: fr. D. 8° 1503
63. SWIFT, Jonathan: A Tale of a tub. 1704.
+ Des berühmten Herrn D. Swifts (!) Mährgen von der Tonne. Zum allgemeinen Nutzen des menschlichen Geschlechts abgefasst, nebst cinem vollständigen Begriffe einer allgemeinen Gelehrsamkeit. Aus dem Engl. ins Teutsche übersetzt (von Wolf). Th. 1. 2. – Altona: Auf Kosten guter Freunde 1729.
– (Widmungsschreiben.)
– Vorrede des Übersetzers. 24: fr. D. 8° 1492
64. SWIFT, Jonathan: Travels into several remote nations of the world by Lemuel Gulliver. 1726.
+ Lemuel Gullivers sämtliche Reisen. Aus dem Engl. des Dr. Swift übersezt (von Johann Heinrich Waser). Mit Kupfern. 3. Aufl. – Zürich: Orell, Geßner, Fießlin & Co. 1772.
– Vorrede (von v. Breitenfels, 1762). 38: S 33/3400
65. The TATLER. Apr. 1709–Jan. 1711.
+ Der Schwätzer. Eine Sittenschrift aus dem Engl. des Herrn Richard Steele (und Joseph Addison, übers. von J. D. Tietze). Bd 1. 2. – Leipzig: Lank 1756.
– Vorbericht zur deutschen Übersetzung.
– Vorrede zum ersten Theile der französischen Übersetzung des Schwätzers. 24: Misc. 8° 2690
66. Komisches THEATER der Franzosen. Für die Deutschen. (Übers. und frei bearb. von verschiedenen Autoren.) Hrsg. (und mitbearb.) von J(ohann) G(ottfried) Dyk. Th. 1–7. – Leipzig: Dyk 1777–81.
– Vorrede (des Herausgebers). 24: fr. D. 8° 2570
67. VOLTAIRE, d. i. François-Marie Arouet: (Euvres complètes.)
+ Voltair's sämtliche Schriften. (Übers. von Wilhelm Christhelf Sigmund Mylius u. a.) Bd 1–29. – Berlin: Wever 1786–1794.
– Vorrede (gez. M., S., r., B., e). 38: S 23/4900
68. VOLTAIRE, d. i. François-Marie Arouet: Candide, ou l'Optimisme. Traduit de l'allemand. De Mr. le Docteur Ralph. 1759.
+ Die beste Welt. Eine theologische, philosophische, praktische Abhandlung aus dem spanischen Grund-Text des Don Ranudo Maria Elisabeth Francisco Carlos Immanuel de Colibradoz, Beysitzer der heiligen Inquisition, übersetzt; und mit einer Vorrede, auch Zuschrift und Register begleitet von Johann Albrecht Ralph, der beyden Rechte Doctor und öffentlichen Lehrer zu W***. (In Wirklichkeit aus dem Franz. übers. von Johann Albrecht Philippi.) Th. (1.) 2. – o. O. 1762.
– An meinen lieben Bruder in Deutschland.
– Vorrede (des Übersetzers, 1. April 1758).
– Censur der Theologischen Facultät.
– Censur der Philosophischen Facultät.
– Vorrede (zu: Die beste Welt in der Geschichte des Candide. Herausgegeben vom Herrn Doctor Ralph. Zweyter Theil.). 24: fr. D. 8° 4397
69. VOLTAIRE, d. i. François-Marie Arouet: Candide, ou l'Optimisme. 1759.
+ Kandide, oder die beste Welt. Übers. (von Wilhelm Christhelf Sigmund Mylius.) – Berlin: Himburg 1782. (Neudruck München: Müller 1912.)
– Vorrede der ersten Auflage (1778).
– Vorrede der zweiten Auflage. 24: fr. D. 8° 4398
70. YOUNG, Edward: (Writings.)
+ Übersetzungen einiger poetischen und prosaischen Werke der besten englischen Schriftsteller. Bd 2 (Schriften von E. Young. Übers. von Johann Arnold Ebert). Stück 1. (2. 3.) – Braunschweig und Hildesheim: Schröder 1754. (1755. 1756.)
– St. 1 (Der jüngste Tag u. a.): Vorbericht des Übersetzers.
– St. 2 (Die gerettete Sache der Vorsehung): Vorbericht des Übersetzers.
– St. 3 (Der nicht fabelhafte Centaur u. a.): Vorbericht des Übersetzers. 24: fr. D. 8° 1686
71. YOUNG, Edward: The Complaint, or Night Thoughts on life, death, and immortality. 1742–45.
+ Dr. Eduard Young's Klagen, oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit. Nebst desselben sieben charakteristischen Satiren auf die Ruhmbegierde, die allgemeine Leidenschaft. Aus dem Engl. ins Deutsche übers., durchgehends mit kritischen und erläuternden Anmerkungen begleitet und mit dem nach der letzten engl. Ausg. abgedruckten Originale hrsg. von J(ohann) A(arnold) Ebert. 2., verb. Aufl. Bd 1–4. – Braunschweig: Schröder 1768–69.
– (Widmungsschreiben, 1760.) 24: fr. D. 8° 1694
72. YOUNG, Edward: Resignation. 1762.
+ Die Gelassenheit im Leiden. An die Frau B*****. Ein Gedicht von Eduard Young. Aus dem Engl. übers. von J(ohann) A(arnold) Ebert. 2., verb. Aufl. – Braunschweig: Verl. der Fürstl. Waysenhausbuchhandlung 1766.
– (Widmungsschreiben von Ebert, 1763.) 24: fr. D. 8° 1697
73. (GELLIUS, Johann Gottfried:) Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter. Nebst einigen andern Wahrheiten. – o. O. Auf Kosten des Verfassers 1762.
– An den Herrn Übersetzer des ersten Theils der (Nouvelle) Héloïse des (Jean-Jacques) Rousseau.
– Vorbericht des Verfassers.
– An das Publicum. (Hauptteil der Schrift. S. 1ff.)
– Anhang einer Kritik der prosaischen Übersetzung (von Johann Arnold Ebert) der Nachtgedanken (des Edward Young). (S. 229ff.)
– Modell einer historischen Recension. (S. 289ff.)
– Antwort des Verfassers. (S. 292ff.) 38: W. A VII 417
74. (NICOLAI, Christoph Friedrich:) Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebalduß Nothhanker. Bd 1–4. 3., verb. Aufl. – Berlin und Stettin: Nicolai 1776. (1. Aufl. 1773.)
– Bd 1. S. 98–107: über das zeitgenössische Übersetzungswesen. 38: SD 222/630
75. (Unbekannter Verfasser:) TABLEAU de l'Allemagne et de la littérature allemande. Par un Anglois à Berlin, pour ses amis à Londres. – o. O. 1782. 38: W. AI 49
76. WIELAND, Christoph Martin: Zergliederung des Buchs, genannt: Leben, Bemerkungen und Meynungen Johann Bunkels... – In: Der Teutsche Merkur. Jg. 1778 und 1779:

- 1778: 3. Vj. S. 75–90
 – S. 165–172 (1. Forts.)
 – 4. Vj. S. 55–75 (2. Forts.)
 – S. 158–173 (3. Forts.)
 – S. 248–260 (4. Forts.)
 – 1779: 1. Vj. S. 154–172: Abgenöthigter Nachtrag zur Johann-Bun-
 liade. 24: Misc. 8° 1874

B. DIE WICHTIGSTEN BIBLIOGRAPHISCHEN HILFSMITTEL

FRÄNZEL, Walter: Geschichte des Übersetzens im 18. Jahrhundert. – Leipzig: Voigtländer 1914. (Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte. H. 25.)

FROMM, Hans: Bibliographie deutscher Übersetzungen aus dem Französischen. 1700–1948. Bd 1–6. – Baden-Baden: Verl. für Kunst und Wissenschaft 1950–1953.

GOEDEKE, Karl: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. 2. (bzw. 3.) Aufl. Bd 1–14. – Dresden: Ehlmann (u. a.) 1844–1959.

HAMBERGER, Georg Christoph: Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetztlebenden teutschen Schriftsteller. Fortges. von Johann Georg Meusel. 5. Ausg. Bd 1–23. – Lemgo: Meyer 1796–1834.

HARVEY, Paul (Hrsg.): The Oxford Companion to English literature. 3. ed. (1946, reprinted 1955.) – Oxford: Clarendon Pr. (1955.) –

HAYN, Hugo, und Alfred GOTENDORF: Bibliotheca germanorum erotica et curiosa. Verzeichnis der gesamten deutschen erotischen Literatur mit Einschluß der Übersetzungen nebst Beifügung der Originale. 3. Aufl. Bd 1–9 (Bd 9: Nachträge. Hrsg. von Paul Englisch). – München: Müller 1912–1929.

HEINSIUS, Wilhelm: Allgemeines Bücher-Lexikon oder Vollständiges alphabetisches Verzeichnis aller von 1700 bis 1892 erschienenen Bücher. Bd 1–19. – Leipzig: Heinsius 1812–1894.

KAYSER, Christian Gottlob: Vollständiges Bücherlexikon, enthaltend alle von 1750 bis 1910 in Deutschland und den angrenzenden Ländern gedruckten Bücher. Th. 1–36. – Leipzig: (Wechselnde Verlage) 1834–1911.

KRAUSS, Werner (Hrsg.): Die französische Aufklärung im Spiegel der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Hrsg. und eingeleitet (187 S.) von W. K. Mit einem bibliographischen Personenreg. – Berlin (Ost): Akademie-Verl. 1963. (Schriftenreihe der Arbeitsgruppe zur Geschichte der deutschen und französischen Aufklärung. Bd 10.)

LAFFONT (und) BOMPIANI (Hrsg.): Dictionnaire universel des lettres. Publié sous la direction de Pierre Clarac. – Paris: S. E. D. E. (1961.)

MEUSEL, Johann Georg: Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd 1–15. – Leipzig: Fleischer 1802–1816.

NEWALD, Richard: Die deutsche Literatur vom Späthumanismus zur Empfindsamkeit. 1570–1750. 3., verb. Aufl. Mit einem bibliographischen Anhang. – München: Beck 1960. (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart von Helmut de Boor und Richard Newald. Bd 5.)

NEWALD, Richard: Von Klopstock bis zu Goethes Tod. 1750–1832. Teil 1: Ende der Aufklärung und Vorbereitung der Klassik. 3. Aufl. – München: Beck 1961. (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart von Helmut de Boor und Richard Newald. Bd 6, 1.)

PRICE, Mary Bell, and Lawrence M(arsden) Price: The Publication of English humaniora in Germany in the 18th century. – Berkeley and Los Angeles: University of California Pr. 1955. (University of California Publications in Modern Philology. Vol. 44.)

PRICE, Mary Bell, and Lawrence Marsden Price: The Publication of English literature in Germany in the 18th century. – Berkeley, California: University of California Pr. 1934. (University of California Publications in Modern Philology. Vol. 17.)

WILPERT, Gero von (Hrsg.): Lexikon der Weltliteratur. Biographisch-bibliographisches Handwörterbuch nach Autoren und anonymen Werken. – Stuttgart: Kröner 1963.

C. EINIGE LITERATUR ZUM THEMA

GREEVEN, Erich August: Johann Joachim Christoph Bode. Ein Hamburger Übersetzer, Verleger und Drucker. – In: Imprimatur. 8 (1938).

HORSTMAYER, Rudolf: Die deutschen Ossianübersetzungen des 18. Jahrhunderts. – Greifswald, Phil. Diss. 1926.

PURDIE, Edna: Some Problems of translation in the 18th century in Germany. – In: English Studies. 30 (1949).

SCHMID, Christian Heinrich: Über die verschiedenen Verdeutschungen von Richardsons Clarissa. – In: Journal von und für Deutschland. 9 (1792).

UHDE-BERNAYS, Hermann: Der Mannheimer Shakespeare. – Berlin: Felber 1902. (Literarhistorische Forschungen. H. 25.)

ULLRICH, Hermann: Deutsche Milton-Übersetzungen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. – In: Euphorion. 29 (1928).

WEST, Constance B.: La Théorie de la traduction au 18e siècle. – In: Revue de la littérature comparée. 12 (1932).

WIHAN, Josef: Johann Joachim Christoph Bode als Vermittler englischer Geisteswerke in Deutschland. – Prag: Bellmann 1906. (Prager deutsche Studien. H. 3.)